





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Zeichen

Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Das Zeichen

John Sinclair Nr. 593

von Jason Dark

erschienen am 14.11.1989

Titelbild von Steve Crisp

Sinclair Crew

Das Zeichen

Das Unwetter hatte einfach kommen müssen!

Die letzten Tage waren extrem heiß gewesen, richtige Hundstage, wo man selbst unter der Zunge schwitzte.

Die Schwüle hatte besonders in den letzten Stunden zugenommen. Da stöhnten die Menschen wie selten und gingen, als würde sie eine schwere Last drücken.

Die Entladung bahnte sich bereits an. Von Südwesten her trieben gewaltige dunkle Wolkenberge auf London zu, als wollten sie die gesamte Stadt verschlingen.

Der Himmel bestand aus einem einzigen düsteren Machwerk. Keine Sonne war mehr zu sehen, keine Bläue, nur eben die gewaltige Wolkenbank, die alles überdeckte…

An den Rändern nicht so dicht wie im Innern, wo sie sich zu einer bleigrauen Farbe konzentriert hatte. Innerhalb dieses sehr breiten Kerns leuchtete es manchmal gelblich auf, als würden die Wolken wie ein gewaltiges Maul Schwefeldioxid ausspeien, um diesen Hauch der Hölle über die Stadt zu verteilen.

Wenn sich das Unwetter freie Bahn verschaffte, dann mit der Wucht eines Dampfhammers.

Der frühe Abend wurde zu einem Fiasko. Erste Blitze rissen das stufige Wolkengebirge auf wie einen Vorhang, als wollten sie es zerteilen.

Dann krachten die Donnerschläge. Peitschend, hell und in einem dumpfen Grollen auslaufend.

Blitz, Donner, Krachen, ein gewaltiges Wechselspiel tobte am Himmel und sorgte auch dafür, daß die Erde einiges mitbekam. Die Blitze fanden ihre Ziele, schlugen ein, die ersten Brände entstanden.

Wenig später fuhren bereits die Wagen der Feuerwehr mit heulenden Sirenen durch die Straßen. Niemand wollte sich auf die folgenden Wassermassen verlassen, die London überschwemmen würden.

Wie gesagt: Wehe dem, der in diesem Wetter steckte. Wer es sich eben erlauben konnte, blieb zu Hause oder an seinem Arbeitsplatz, um das mächtige Gewitter abzuwarten.

Ich gehörte nicht zu den Glücklichen, denn ich befand mich, in der schwülen drückenden Autoluft im Rover hockend auf der Fahrt durch die gewaltige Millionenstadt.

Mein Ziel war der Stadtteil Pimlico, der nicht weit von der Themse entfernt lag, nördlich der am Ufer entlangführenden Grosvenor Road.

Bisher hielt sich der Himmel noch geschlossen. Darauf wetten, daß ich trocken ans Ziel gelangte, wollte ich nicht. Ich hätte die Wette zudem verloren, denn es erwischte mich südlich des Bahnhofs Victoria Station mit einer elementaren Wucht.

Plötzlich veränderte sich die Welt. Es war so gut wie nichts zu sehen. Was da unter Blitz und Donner aus den Wolken stürmte, war eine Mischung aus Wasser und Hagel, ein mörderischer Mischmasch, der nach der langen Trockenheit die Straßen zu seifigen Rutschbahnen machte.

Obwohl ich bereits langsam fuhr, ging ich mit dem Tempo noch weiter herunter und kroch in Richtung Süden, die Wischer dabei auf die höchste Stufe gestellt, obgleich dies nicht viel brachte. Was da vom Himmel klatschte, war ein Wolkenbruch hoch drei.

Die Welt verschwand in einem Wirbel aus Regen, Wolken, dem düsteren Grau, aufsteigendem Dampf und Donnerhallen sowie den zuckenden, grellweißen Blitzen, die, wenn sie die Düsternis durchschnitten, einige Stellen taghell erleuchteten, bevor diese wieder in das dumpfe, lethargische Grau zurückfielen.

Wer bei diesem Wetter fuhr, mußte einen wichtigen Grund haben.

Ob meiner so besonders wichtig war, wußte ich nicht, aber Sir James hatte mir ans Herz gelegt, trotz des Wetters den Mann zu besuchen, der um einen Besuch gebeten hatte.

Es war Jehuda, der alte Rabbi!

Einer der bekanntesten und ältesten Rabbiner Londons. Ich kannte ihn nicht persönlich, seinen Namen hatte ich einige Male gelesen, aber Sir James – wen kannte der nicht? – war besser informiert.

Der Rabbi hatte über den eigentlichen Grund des Besuches geschwiegen, es sollte eine sehr persönliche Sache werden, und er hatte bei Sir James ausgerechnet nach mir verlangt.

Nun befand ich mich auf dem Weg nach Pimlico, wo auch die Synagoge stand, in der der Rabbi seine Wirkungsstätte besaß. Er selbst wohnte in der unmittelbaren Nähe der Synagoge.

London versank in der Dunkelheit.

Sie war wie eine Tasche, die sich über die Riesenstadt stülpte. Da halfen auch die hin und wieder aufzuckenden Blitze nicht viel, es blieb fast finster.

Natürlich hatte ich das Licht eingeschaltet, doch auch die Scheinwerfer bewirkten nicht viel. Ihre langen Lanzen wurden irgendwann verschluckt oder von einem wallenden Nebel überdampft.

Kurz vor dem Ziel geriet ich noch in einen Verkehrsstau. Vor mir waren zwei Wagen auf seifig-glatter Fahrbahn ineinander gefahren, wobei sie sich verkeilt hatten.

Wer sie passieren wollte, mußte über den Gehsteig. Das dauerte natürlich.

Trotz der Flußnähe sah ich von ihm so gut wie nichts. Auch das graue Wasser wurde von den bleiernen Wolken bedeckt und erlebte den harten, prasselnden Einschlag der Regentropfen und Hagelkörner, die auch auf das Dach meines Rover trommelten, als würden mehrere Drummer gleichzeitig ihre Trommelstöcke bewegen.

Wenn ich das Fenster öffnete, regnete es sofort in den Wagen, deshalb ließ ich die Scheibe zu und blieb weiterhin in dem schwülen Backofen sitzen.

Als ich das Radio einschaltete, hörte ich alles, nur keine Musik.

Das Gewitter störte zu sehr. Noch immer war ein Ende nicht abzusehen, denn nach wie vor wechselten sich Donner und Blitz in rascher Reihenfolge miteinander ab.

Vor der Fahrt hatte ich mich geduscht. Ohne großen Erfolg, denn die Kleidung klebte schon wieder am Körper.

Endlich kam ich weiter, rollte über den Gehsteig an der Unfallstelle vorbei, wo beide Fahrer unfreiwillig eine Dusche nahmen und vor ihren Wagen standen. Zum Glück war den beiden nichts passiert.

Mein Ziel, die Synagoge, lag nicht weit vom Dolphin Square entfernt.

Den Bau kannte ich. Ein kleiner Park umgab das Gebäude mit dem angedeuteten Kuppeldach. Im Park mußte auch der Rabbi wohnen, nur war von seinem Haus nicht viel zu sehen, denn die Regenschleier nahmen mir jegliche Sicht.

Ich schaute starr in die grauen Wassermassen hinein, die sich unter den wilden Sturmböen ebenso bewegten wie der Blätterwald der Bäume, bei denen nicht alle Zweige und Äste die Stärke besaßen, um dem Orkan zu widerstehen.

Einige wurden wie von der Faust eines Titanen abgerissen, als der Wind wütend in sie hineinfuhr. Dicht vor mir sah ich die Äste regelrecht tanzen, bis sie schließlich mit klatschenden Lauten auf der Kühlerhaube des Rover landeten und von einem weiteren Regenguß weggespült wurden.

Ein schlimmes Wetter, das auch den Park unter sich begrub. Bis zum Tor der Synagoge hätte ich vorfahren können, aber da wollte ich nicht hin. So dicht wie möglich an das Haus, hieß die Devise.

Ich fand auch einen Weg. Er war ziemlich schmal, aber der Rover paßte hindurch. Rechts und links bekamen die Büsche Stoff. Ihre Zweige tanzten wie Arme, die Blätter klatschten gegen die Karosserie.

Rechts von mir lag die Synagoge, weiter vorn mußte ich zum Anbau kommen.

Bei normalem Wetter war es sicherlich ein herrlicher Weg. Ich allerdings kam mir vor wie in einem Tunnel, über dem sich tonnenweise die Wassermassen ergossen.

Dann sah ich das Leuchten!

Zuerst glaubte ich an einen Lichtreflex, verursacht durch die Strahlen der Scheinwerfer, die ein blankes Ziel erwischten. Doch ich irrte mich.

Es war weder ein Reflex noch ein blendender Blitz, das mußte einen anderen Grund haben.

Ich ging noch weiter runter vom Tempo und kroch nur noch im Schrittempo dahin. Der fallende Regen machte der hellen Erscheinung nichts aus, er wusch sie auch nicht weg.

Mich rahmte das dichte Buschwerk ein. An der rechten Seite bedeckte es wahrscheinlich die Außenmauer der Synagoge, links hatte sich die lange Lichterscheinung in die grüne, nasse, dampfende Wand gestellt, als wollte sie mich warnen oder anhalten.

Ich blieb auch stehen.

Der Regen hämmerte auf das Dach. Sturmböen peitschten heran, brachten die Natur noch mehr in Unordnung. Über dem Blätterdach zuckten die Blitze, peitschten und grollten die Donner, und die Erscheinung war noch immer da.

Ich wollte sie mir genauer anschauen und konzentrierte mich stärker auf sie. Wenn ich ehrlich sein sollte, kam sie mir vor wie eine Säule, die sich in die Höhe gedreht hatte. Sie stand dabei nicht still, sondern

drehte sich auf dem Fleck, als wollte sie sich in den Boden hineinbohren. Leider fegten die Regentropfen in großen Mengen gegen die Scheiben, wobei die Wischer Mühe hatten, sie fortzuputzen und ich die Umgebung nur als verschwommenes Umfeld wahrnehmen konnte. Um mehr erkennen zu können, mußte ich den Rover verlassen.

Das bei dem Wetter! Zwei Schritte – und man war naß bis auf die Socken. Vielleicht hatte ich mich geirrt und doch nur einen Lichtreflex gesehen.

Ich stieß die Fahrertür auf. Meine berufliche Neugierde ließ mich nicht anders handeln. Man ist eben zu sehr Polizist und vermutet hinter vielen Dingen auch…

Nicht der Regen, der mir ins Gesicht klatschte, unterbrach meine Gedanken, es war die Tatsache, daß ich von der menschenhohen Erscheinung nichts mehr sah.

Weg – verschwunden, kein Reflex, nichts mehr. Sie hatte sich zurückgezogen.

Oder ich hatte mir das alles nur eingebildet. Man ist Mensch und keine Maschine. So schön der Sommer als Jahreszeit auch war, in den letzten Tagen war er mir auf die Nerven gegangen. Die Schwüle und die Windstille waren die Gründe, weshalb sich die Abgase so sehr verdichtet hatten, daß das Atemholen zur Qual wurde.

Selbst der Regen brachte keine Abkühlung, nur den verdammten Nebel, der vom Boden her wolkenreich hochstieg. Ich hämmerte die Tür wieder zu, wollte starten, doch meine Hand erstarrte mitten in der Bewegung. Den linken Arm leicht vorgestreckt, saß ich da. Die Spitze des Schlüssels schaute glitzernd zwischen Daumenkuppe und Fingerspitze hervor.

Etwas war anders geworden. Nicht außen, sondern innerhalb des Fahrzeugs. Ich drehte den Kopf nach links. Vorsichtig, nur keine zu heftige Bewegung. Draußen hatte ich die Gestalt nicht mehr gesehen, sie war allerdings noch da.

Nur saß die Gestalt jetzt neben mir!

***

Ruhig bleiben, John, nur ruhig bleiben, hämmerte ich mir ein. Mach keinen Unsinn, dreh nicht durch, fang nicht an zu lachen und zweifle auch nicht an deinem Verstand!

Es ist alles okay, es ist alles okay…

Das Wetter war schlimm, allerdings nicht so schlimm, als daß ich an Halluzinationen gelitten hätte.

Ich wollte riechen, saugte die Luft ein, um zu prüfen, ob die Gestalt einen bestimmten Geruch abgab.

Das war nicht der Fall. Völlig neutral hockte sie neben mir. Ich

entspannte mich wieder und drückte mich so weit zurück, daß ich die Lehne bis zu den Schulterblättern spürte. Dann erst schaute ich mir das Wesen genauer an.

Ob es saß oder leicht über dem Beifahrersitz schwebte, war für mich nicht zu erkennen, weil es keinen Körper besaß und demnach auch kein Gewicht im physikalischen Sinne. Dieser Geist glich einem feinstofflichen Strich, dem berühmten Ektoplasma, allerdings mit den Umrissen eines menschlichen Körpers versehen.

Sprechen konnte er sicherlich nicht. Er hockte da und zitterte unmerklich. In seinem Innern, falls so etwas überhaupt vorhanden war, vibrierte es. Die Schultern waren nur angedeutet, ebenso der Kopf, ein Gesicht war nicht vorhanden.

Ein Geist kann nicht sprechen, davon ging ich zunächst aus. Ich ließ auch mein Kreuz stecken, weil ich das Wesen auf keinen Fall erschrecken wollte. Niemand wußte, ob es sich um eine gutartige oder eine bösartige Erscheinung handelte, die neben mir hockte und sich nicht rührte.

Daß mir dieses Wesen eine Botschaft übermitteln wollte, stand für mich fest. Nur konnte es wahrscheinlich nicht reden, ich mußte allein herausfinden, was es wollte.

Können Geister sprechen?

Nicht direkt, aber sie schaffen es, sich in der Gedankenwelt eines Menschen den nötigen Raum zu erobern. Bisher spürte ich nichts.

Nur mit meinen eigenen Gedanken konnte ich mich beschäftigen, und der Geist verzichtete auch in den folgenden Sekunden darauf, Kontakt mit mir aufzunehmen.

Noch einmal ließ ich meinen Blick forschend vom Kopf bis zu seinem Ende über ihn wandern. Ein normales Profil war ebenfalls nicht zu erkennen. Er wirkte zweidimensional, obwohl er bestimmt dreidimensional war, aber das zu erkennen, war nicht einfach.

Roch er?

Es gab Geister, das hatte man mir mal erzählt, die rochen, als hätten sie sich elektrisch entladen. Dieser Geist zeigte sich neutral. Ich nahm überhaupt keinen Geruch an ihm war, und ich spürte auch keine fremden Gedanken in meinem Kopf.

Daß die Erscheinung des Geistes mit meinem Besuch bei Rabbi Jehuda zusammenhing, daran gab es für mich keinen Zweifel. Über den Grund wußte ich nichts, der Rabbi selbst hätte mich erst einweihen müssen, doch es war ein Hinweis.

Ich konzentrierte meine Gedanken auf die Erscheinung. Möglicherweise hatte auch sie ihre auf die Reise geschickt, damit die in mein Gehirn eindringen konnten.

Nichts – alles war leer.

Dann bewegte ich meine Hand nach links. Einen Geist anzufassen, ist

natürlich schwer. Man nimmt eine Aura wahr, kann Kälte oder Wärme spüren, und das war auch hier der Fall.

Die Aura, natürlich nicht sichtbar, streifte mich. Sie glitt über meinen Handrücken hinweg, auf dem sich die kleinen Haare aufrecht stellten, als würden Kriechströme darüber hinweggleiten. Ich schob die Hand weiter vor, um den Geist »anfassen« zu können.

Er strömte Kälte aus, als stünde neben mir ein Kühlschrank mit geöffneter Tür.

Und dann war er weg!

Auf einmal und vor meinen Augen löste er sich auf. So schnell, daß ich kaum etwas mitbekam.

Ich sah ihn nicht mal verschwinden, der Platz neben mir blieb leer.

Keine Rückkehr mehr.

Ich wischte über meine Stirn, spürte die Nässe dort und fragte mich, ob ich das nicht alles geträumt hatte. Nein, am Wetter lag es sicherlich nicht, auch wenn das Kapriolen schlug. Das Gewitter war weitergewandert und tobte sich jetzt über den östlichen Außenbezirken der Stadt aus. Der Donner erreichte meine Ohren nur mehr als dumpfes Grollen, und die Blitze waren nicht mehr als ein fernes Wetterleuchten.

Auch die ungewöhnliche Finsternis hatte sich zurückgezogen. Die dicke, graue Wolkenbank am Himmel zeigte große Lücken, durch die eine schräg stehende Sonne ihre Strahlen schickte und einen gewaltigen Regenbogen produzierte.

Furcht vor übernatürlichen Erscheinungen hatte ich nicht. Nur ein komisches Gefühl war zurückgeblieben, wobei ich mich fragte, was mich bei Rabbi Jehuda erwartete.

Ich startete den Wagen.

Die Zündkerzen waren glücklicherweise nicht feucht geworden, so daß der Rover anrollte. Ich schaukelte über den Weg, auf dem Steinplatten unterschiedlich hoch lagen. An der Synagoge kam ich vorbei und erreichte dann den Anbau.

Ich stellte den Wagen ab, stieg noch nicht aus und schaute nach links. Den Anbau überragte das mächtige Dach der Synagoge. Die Fenster glänzten vor Nässe. Gegen einige von ihnen tupften die Strahlen der Sonne. Feuchtigkeit verdampfte zu trägen Dunstschwaden.

Ich stieg aus und zog den Kopf ein, denn der Regen jagte nun von vorn auf mich zu. Bis zur Haustür waren es nur wenige Schritte, dennoch wurde ich naß, auch wenn der Regen nachgelassen hatte.

Die Tür lag in einer Nische. Das Holz zeigte einen dunkelbraunen Anstrich. Auch in die Nische waren die langen Regenfäden geschleudert worden. Am Holz der Tür lief das Wasser in schmalen Bahnen entlang. Eine Klingel mit dem Namen Jehuda ragte fingerdick

aus dem Mauerwerk der Nische hervor.

Ich schellte.

Bisher hatte ich den Job als reine Routine empfunden. Das hatte sich allerdings nach dem Erscheinen des Geistes geändert. Da fragte ich mich, was das bedeuten sollte?

Die Tür wurde sehr vorsichtig geöffnet. In dem Türspalt erschien das Gesicht einer Frau, umrahmt von einem dunklen Kopftuch. Der schmallippige Mund bewegte sich kaum beim Sprechen, als mich eine flüsternde Stimme fragte: »Sie wünschen, bitte?«

»Mein Name ist John Sinclair, ich bin mit dem Rabbi Jehuda verabredet.«

In den Augen der Frau erschien so etwas wie ein interessantes Glitzern. Dann nickte sie. »Ja, ich weiß Bescheid. Der Rabbi wartet bereits auf Sie. Kommen Sie herein! Das Wetter ist ja scheußlich, Mr. Sinclair.«

Da hatte sie recht, denn auch jetzt wehten Regenbahnen in die Türnische. Mein Leinenjackett glich einem nassen Lappen.

Ich trat wenig später in die Kühle eines Raumes, und meine Schuhe bewegten sich über einen rötlichen Steinboden, der aus großen Quadraten bestand.

Die Frau schob die Tür hinter mir zu, blieb für einen Moment neben mir stehen und lächelte. »Sie werden sich etwas gedulden müssen. Ich sage dem Rabbi nur Bescheid.«

»Klar.«

Sie eilte davon, gebückt, irgendwie demütig. In ihrer dunklen, sehr langen Kleidung wirkte sie wie eine Gestalt aus dem letzten Jahrhundert. In der kleinen Halle stand eine Sitzbank aus dunklem Holz, direkt neben einem Sideboard, wo ein sechsarmiger Leuchter seinen Platz gefunden hatte. Darüber hing ein Ölgemälde. Es zeigte das Porträt eines älteren, bärtigen Mannes mit sehr klugen Augen.

Bestimmt handelte es sich um den Rabbi Jehuda.

Drei Türen führten in eine Richtung. Vier kleine Fenster unterbrachen das Mauerwerk. Durch zwei fielen die schrägen Strahlen der Sonne. Sie malten Streifen wie Landebahnen auf den Boden, wo ich kaum ein Staubkorn sah, so blank wirkte er.

In Holzplatten eingravierte Sprüche in hebräischer Sprache fielen mir auf. Den Sinn verstand ich nicht, da ich diese Sprache leider nicht beherrschte.

Insgesamt machte die Halle auf mich einen sehr spartanischen Eindruck. Man hatte hier auf jeden Prunk und Luxus verzichtet. Nicht einmal bunte Sommerblumen unterbrachen das trist wirkende Einerlei. Der Vergleich mit einer Leichenhalle war nicht einmal weit hergeholt, auch der Geruch erinnerte mich daran.

Die Frau kehrte zurück. Ich hatte nicht einmal gehört, wie sie die Tür

öffnete, nur ihre Schritte ließen mich herumfahren. Sie blieb nickend vor mir stehen. »Der Rabbi erwartet Sie, Mr. Sinclair.«

»Und wer sind Sie, Madam?«

»Ich helfe hier.«

»Aha.«

»Darf ich vorgehen?«

»Bitte.«

Ich folgte ihr in einen Raum, der eingerichtet war wie ein Büro.

Mir wären die Möbel zu düster gewesen, doch der Rabbi liebte die dunklen Farben, wobei er auch bei seiner Kleidung keine Ausnahme machte, denn die schwarze Jacke und die ebenfalls schwarze Hose sahen aus, als befände er sich in tiefer Trauer. Nur das Hemd schimmerte weiß und bildete einen harten Kontrast.

An ihm fiel der mächtige graue Bart auf und das ebenfalls grauschwarze Haar. Es war seitlich seines Kopfes zu lockigen Strähnen gedreht, die mit ihren Enden fast die Schultern erreichten. Auf dem Hinterkopf saß die kleine Mütze, ein flaches Käppi, wie es die Juden oft trugen. Ja, es war genau der Mann wie auf dem Bild. Seine Augen schimmerten dunkel und sehr wachsam, als er sich hinter dem mächtigen Schreibtisch erhob, auf dem mehrere in Leder gebundene Bücher lagen, Schreibgerät und auch ein dunkles Telefon stand.

Er reichte mir die Hand. »Ich freue mich, Mr. Sinclair, daß Sir James Sie geschickt hat.«

Er ließ meine Hand nicht los. Die Begrüßung war ehrlich und herzlich gemeint.

»Die Freude ist auf meiner Seite, Rabbi. Ich bin immer dafür, interessante Menschen kennenzulernen.«

Er ließ meine Hand los und winkte ab. »Ob ich so interessant bin, weiß ich nicht. Man soll sich davor hüten, sich selbst zu überschätzen.«

»Da haben Sie recht.«

»Aber nehmen Sie doch Platz.«

Ich setzte mich auf einen dunklen Stuhl mit hoher Lehne, der ein Sitzpolster aus Leder besaß. »Aber Sie sind Rabbiner und üben einen dementsprechenden Einfluß aus.«

»Das stimmt allerdings.«

Die Frau brachte uns etwas zum Trinken. Kohlensäurefreies Wasser, wie es auch Sir James trank. Ich war trotzdem dankbar, denn ich hatte Durst bekommen.

In der Tat konnte man die Rabbiner als eine Macht innerhalb der jüdischen Gemeinden bezeichnen. Ursprünglich einmal waren sie als Lehrer der geheimen Mysterien, der Kabbala, angesehen worden.

Später wurde jeder Levite der Priesterkaste Lehrer und damit Rabbiner.

Er nahm sein Glas und hob es an. »Ich möchte auf Sie und unsere Aufgabe trinken und noch einmal betonen, wie sehr ich zufrieden bin, daß Sie mir hier gegenüber sitzen, Mr. Sinclair, denn unsere Aufgabe wird nicht einfach sein.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Ich nahm einen Schluck Wasser.

Hinter uns verschwand die Frau. Sie schloß die Tür sehr leise. Auch der Rabbi hatte nicht laut gesprochen, war aber trotzdem gut zu verstehen gewesen. Ich stellte das Glas weg und schaute ihn auffordernd an. Noch berichtete ich nicht vom meinem Erlebnis mit dem feinstofflichen Wesen.

Der Rabbi hatte seinen Rücken fest gegen die Stuhllehne gepreßt.

Er wirkte sehr nachdenklich, auch dann, als er seine Stirn in Falten legte und dabei lächelte. »Mr. Sinclair, ich kann mir bei Ihnen sicher sein, daß die Gespräche, die wir führen, unter uns bleiben, nicht wahr?«

»Natürlich.«

»Dann ist es gut.«

»Worum geht es denn?« fragte ich.

Er schaute mich für einen Moment nachdenklich an und wiederholte indirekt meine Frage. »Ja, worum geht es, Mr. Sinclair? Um Dinge, die tief im Mysterium des jüdischen Glaubens verborgen liegen, aber wieder ans Tageslicht getreten sind.«

»Muß ich mich mit den Lehren der Kabbala auseinander setzen?«

»Darauf läuft es im Endeffekt hinaus.«

»Hm«, machte ich und runzelte die Stirn.

Der Rabbi hatte mich genau beobachtet und auch meine Bewegung gesehen. Er lächelte schmal. »Was ist, Mr. Sinclair? Mögen Sie die Kabbala nicht? Kennen Sie sie überhaupt?«

Während er auf meine Antwort wartete, trank er. Danach tupfte er seine Lippen mit einem weißen Tuch ab. Altersmäßig war er schwer einzuschätzen, er konnte sechzig aber auch achtzig Jahre zählen.

Ich wiegte den Kopf. »Ich kenne Auszüge aus der Kabbala, mehr nicht.«

»Die Kabbala ist nicht einfach, sie ist sehr kompliziert, wenn auch logisch, so ungewöhnlich sich das für fremde Ohren anhören mag. Deshalb möchte ich mich bei meinen vorausgehenden Erklärungen kurz fassen und nur über die in diesem Zusammenhang wichtigen Dinge reden.«

»Bitte.«

Der Rabbi trank noch einen Schluck. »Kabbala ist hebräisch und bedeutete soviel wie Überlieferung. Man verstand ursprünglich darunter die nichtmosaischen Bücher als auch die mündlich überlieferte Lehre. Seit dem 12. Jahrhundert ist die Kabbala zu einer jüdischen Geheimlehre, geworden. Es gibt einige Schulen, wo sie

gelehrt wird. Man findet in dieser Lehre die Elemente des persisch-mazedonischen Zeitalters, also eingefangen den frühen Orient. In früheren Zeiten war sie eine wohlgeachtete Religionsphilosophie, was sich erst änderte, als die Juden 1492 aus Spanien vertrieben wurden. Da erhielten die kabbalistischen Studien in Palästina und Italien einen neuen Aufschwung, leider einen für mich negativen, denn sie arteten aus in Magie und Buchstabenklauberei. Mehr will ich Ihnen über die Historie nicht sagen, tiefer in das Gebiet hineinzugehen, wäre doch zu verwirrend.«

»Was ist denn für uns beide wichtig an der Kabbala?« wollte ich wissen.

»Darauf komme ich sofort. Es gibt eine gewisse Gliederung, die ich Ihnen leider nicht vorenthalten kann, Mr. Sinclair. Da wäre einmal die Gliederung nach den Büchern der Kabbala, die möchte ich jetzt weglassen, weil sie für unsere Aufgabe bedeutungslos ist. Kommen wir lieber zur Einteilung des Inhalts.«

Bevor ich die Ohren spitzte, trank ich das Glas fast leer.

Der Rabbi sagte: »Wir gliedern den Inhalt ebenfalls in drei Teile. Erstens die Symbolik. Sie umfaßt die okkulten Berechnungen. Dazu zählen Themura, Gematria und Notarikon. Dann haben wir als zweiten Punkt die positive Dogmatik. Dazu zählt man die Engel der Dämonen, die Sphären der Welt und die Seelenwanderung. Soweit alles klar, Mr. Sinclair?«

»Natürlich. Und die dritte Einteilung?«

»Ist die metaphysische Spekulation, die wir uns schenken können, denn uns kommt es auf den Punkt Nummer zwei an.«

»Das habe ich mir gedacht.«

»Es geht praktisch um die Seelenwanderung und gleichfalls um eine Veränderung, wobei der Name eine sehr wichtige Rolle spielt.«

»Welche?«

Er winkte ab. »Darauf werde ich noch kommen. Zuvor eine Frage vorweg. Haben Sie Ihr Kreuz mitgebracht?«

»Natürlich, das trage ich immer dabei.«

Der Rabbi lächelte. »Es ist wichtig, denn…«

»Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche. Aber die Kabbala und das Kreuz sind zwei verschiedene Dinge.«

»Da haben Sie recht.«

»Und Sie fragen mich trotzdem danach?«

»Ja, es gibt Gründe, sehr wichtige sogar. Zudem geht es um Leben und Tod, Mr. Sinclair.«

»Auch um Geister, um feinstoffliche Wesen?«

Er hob seine balkenförmigen, grauen Augenbrauen an. »Wie kommen Sie darauf?«

»Kurz bevor ich hier eintraf, hatte ich in der Nähe Ihres Hauses

bereits eine Begegnung mit einem Geist.«

Der Rabbi sagte nichts. Er saß nur da, als wäre er erstarrt. »Berichten Sie bitte.«

Das tat ich. Er nickte und sagte leise: »Das ist er. Das muß er gewesen sein. Ja, der Zeitpunkt stimmt.«

»Sie sprechen in Rätseln, Rabbi.«

»Die ich gleich auflösen werde, nur keine Sorge.« Er drückte sich aus seinem Stuhl hoch. »Wenn ich auch Sie bitten dürfte, sich zu erheben, Mr. Sinclair?«

»Gern.« Trotz seiner Lederpolsterung war der Stuhl doch unbequem. Der Rabbi trat an eines der Fenster und schaute hinaus.

Manchmal erinnerte er mich in seinen Bewegungen an Abbé Bloch, meinen Templer-Freund. »Die Sonne schiebt sich wieder durch die Lücken in der grauen Wolkendecke. Ein gutes Zeichen, wie ich finde.«

»Für wen?«

Er drehte sich um. »Für alle, Mr. Sinclair, für alle. Die Sonne ist ungemein wichtig.«

»Stimmt.«

Er strich über seine Stirn. »Wenn ich Sie jetzt bitten dürfte, mit mir zu kommen.« Er war sehr höflich. Ich ließ ihn vorgehen. Wir nahmen nicht die gleiche Tür, durch die ich gekommen war. Zwischen den hohen, dunklen Regalen existierte noch eine zweite.

Sie war schmaler und führte uns in einen ebenfalls schmalen Flur ohne Fenster, in dem eine Deckenleuchte ihr Licht gegen die Steine des Bodens warf.

Der Flur endete vor einer weiteren Tür, die der Rabbi vorsichtig und leise öffnete, als wollte er die Person, die sich in dem Raum befand, nicht stören.

Ich stand hinter ihm mit gerunzelter Stirn. Meine Jacke war am Rücken wieder getrocknet, mußte allerdings aussehen wie eine Ziehharmonika. Die Worte des Rabbi hatten mich nachdenken lassen. Die Kabbala war tatsächlich eine Geheimlehre, in die ich noch nicht eingedrungen war. Sehr verzweigt, sehr mystisch. Nur wenige Menschen gab es, die dieses Mysterium ganz begriffen.

Bevor er den anderen Raum betrat, bat der Rabbi mich, noch einen Moment zu warten. Er ging allein. Licht brannte in dem anderen Raum. Da es durch den entstandenen Luftzug flackerte, konnte es sich dabei nur um Kerzenschein handeln.

Sehr ungewöhnlich. Meine Spannung wuchs von Sekunde zu Sekunde. Was würde mich erwarten?

Der Rabbi hatte die Tür nicht völlig geschlossen. Ich hörte das Geräusch seiner Schritte und auch das leise Flüstern. Dann kam er zurück, hielt mir die Tür auf und bat mich, näherzutreten.

Ich betrat den anderen Raum.

Zuerst empfand ich die Atmosphäre als feierlich, wie man sie in einer Kirche erlebt, dann allerdings auch einen gewissen Schauder erzeugend.

Eingerichtet war das Zimmer kaum. Ein sechsarmiger Leuchter, in dem die sechs Kerzen standen und ihr Licht verstreuten, reichte aus, um den Mittelpunkt des Raumes erkennen zu können, der von einem weiß bezogenen Bett eingenommen wurde.

In ihm lag ein Mann.

Da ich noch nahe der Schwelle stehengeblieben war, winkte mir der Rabbi zu.

Ich trat näher an das Bett heran und blieb an dessen linker Seite stehen, der Rabbi stand mir gegenüber.

Mein Blick fiel in das Gesicht eines Mannes, der sich ungefähr in meinem Alter befinden mußte. Es sah sehr bleich aus, die Nase stach spitz hervor. Auf dem Kopf wuchs das dunkle Haar in schwarzen Locken. Die Lippen konnte ich kaum erkennen, das Kinn bildete eine Spitze. Die Augen waren geschlossen, und die schlanken Hände lagen übereinander auf der Brust des Mannes.

So sah ein Kranker aus, aber auch ein Toter.

Hatte mich Jehuda etwa zu einem Toten geführt? Ich schaute ihn an. Er schien meine Gedanken erraten zu haben, denn er sagte: »Keine Sorge, Mr. Sinclair, er ist nicht mehr tot.«

»Nicht mehr?«

»Ja.«

»War er es denn?«

Unsere Blicke trafen sich über dem Bett. Ich sah Trauer in seinen Augen. Der Kerzenschein umflackerte ihn, so daß Jehuda aussah, als wäre er einem Mysterium entsprungen.

»Ja, er war tot«, gab er zu.

»Woher wissen Sie das?«

»Von Ihnen.«

Ich blickte ihn dermaßen erstaunt an, daß er sich trotz der ernsten Lage ein Lächeln abrang. »Sie, Mr. Sinclair, haben mir berichtet, daß Ihnen unterwegs ein Geist begegnet sei. Als ich die Uhrzeit verglich, kam ich zu dem Ergebnis, daß es die Seele des jungen Mannes gewesen sein muß, der vor uns liegt. Sie hatte sich vom Körper des Schwerkranken gelöst und ist auf eine kurze Wanderschaft gegangen. Ich war in der Zeit bei ihm und hörte keinen Atem. Selbst sein Herz stand still. Das änderte sich nach zwei Minuten vielleicht, als seine Seele, nicht sichtbar für mich, wieder in den Körper hineinfuhr.«

Was sollte ich zu dieser Erklärung sagen? Nichts, ich mußte sie erst einmal schlucken. Bisher sah ich noch kein Land, zudem wollte ich wissen, um wen es sich bei dem Toten und jetzt wieder Lebendigen handelte, und ich stellte die entsprechende Frage.

Der Rabbi ließ sich etwas Zeit mit der Antwort. Schließlich sagte er leise, aber durchaus verständlich. »Das ist Nathan, mein Sohn…«

***

Auch in meinem Job lernt man nie aus. Es gibt immer wieder Überraschungen.
Ich schüttelte den Kopf, hob die Schultern und spürte Trockenheit in meinem Mund.
»Sie glauben mir nicht, Mr. Sinclair?«
»Selbstverständlich glaube ich Ihnen. Nur ist diese Eröffnung für mich etwas überraschend erfolgt.«
»Das glaube ich Ihnen sogar.«
»Nathan, ihr Sohn, der schon tot war, dann wieder gesundete, aber nun auf der Schwelle zwischen Leben und Tod liegt, wenn ich das richtig sehe.«
»So ist es.«
»War er krank? Wie ist er in diesen Zustand hineingeraten?«
Der Rabbi nickte betrübt. »Nathan hatte eine heimtückische Krankheit. Er wurde von Tag zu Tag schwächer, er verlor den Willen, am Leben zu bleiben, und mir kam es vor wie ein Fluch, der sich über unseren Sohn gelegt hat.« Er sprach mit flüsternder Stimme weiter, seine Worte wehten mir über das Bett hinweg entgegen. »Es gab keine Rettung für ihn, ich habe gebetet, wurde nicht erhört, und Nathan siechte dahin. Manchmal wacht er auf, dann kann er sprechen, aber er redet oft wie ein Fremder zu mir und nennt andere Namen.«
»Welche?«
»Die der Erzengel.«
Ich blickte ihn überrascht an. »Welche denn?«
»Michael, Raphael, Gabriel, Uriel, Raguel, Suriel, Sikiel und wie sie alle heißen.«
Ich schluckte. »Kennen Sie vielleicht den Grund für dieses Aussprechen der Namen?«
»Darüber habe ich lange nachgedacht. Nun kommen wir zu dem Punkt, über den ich vorhin mit Ihnen gesprochen habe, über die Kabbala. Das Aussprechen der Namen muß seinen Grund in unserer alten Lehre haben. Sie erinnern sich, daß ich die positive Dogmatik erwähnte, über Engel, Dämonen, Sphären der Welt und Seelenwanderung sprach.«
»Das habe ich nicht vergessen.« Ich dachte schon eine Stufe weiter.
»Und Sie meinen jetzt, daß die Seele Ihres Sohnes in meine unmittelbare Nähe gewandert ist.«
»Davon gehe ich aus.«
»Aber aus welchem Grund kehrte sie dann in den Körper zurück?«
»Weil sie ihren richtigen Weg oder ihre richtige Verwandlung noch

nicht gefunden hatte.«

Ich gestattete mir ein Lächeln. »Das ist mir ehrlich gesagt ein wenig zu hoch.«

»Ich kann es mir denken. Mein Sohn ist noch nicht reif für den Tod. Er will nicht sterben, sein Inneres lehnt sich dagegen auf und sucht nach einer Möglichkeit, den Tod zu umgehen.«

»Gibt es die denn?«

Der Rabbi zögerte etwas. »Ja, die existiert. Aus diesem Grund habe ich Sie zu mir gebeten. Es gibt für meinen Sohn eine Chance, dem Tod zu entrinnen, wenn es ihm gelingt, einen anderen Namen anzunehmen. Das ist die einzige Möglichkeit.«

Ich erwiderte nichts und hütete mich auch vor dem leisesten Lächeln, denn diese Antwort hatte mich mehr als überrascht. Ich konnte es einfach nicht glauben, so einfach war der Tod nicht zu überwinden. »Sie glauben daran, Rabbi, steht es vielleicht in der Kabbala?«

»Ich mußte lange nachdenken, bis ich auf die Lösung kam. Sie rekrutiert sich tatsächlich aus einem Kapitel der alten Geheimlehre. Ich will es Ihnen erklären, Mr. Sinclair, dann werden Sie auch das nötige Verständnis aufbringen. Im Orient, das wissen Sie, ist der Name sehr eng mit dem Wesen eines Menschen verbunden. Wenn Menschen einen bedeutenden Schritt in ihrem Leben unternehmen, sind Sie stets bereit, ihren Namen zu ändern, denn sie wollen auch äußerlich mit ihrer vergangenen Identität Schluß machen. So ist es schon immer gewesen. Denken Sie an Saulus, aus dem ein Paulus wurde. Der Jünger Simon erhielt infolge seiner Berufung zum Felsen der Kirche den neuen Namen Petrus, gleich Fels. Könige und Päpste nehmen andere Namen an, wenn sie ihre Amtsgeschäfte beginnen. Mönche beim Eintritt ins Kloster. Konvertiten bei oder nach ihrer Taufe. Ich könnte Ihnen da vieles aufzählen. Der Mensch wird etwas Neues, also gebührt ihm auch ein neuer Name, das ist praktisch die Grundlage für unser weiteres Gespräch und Handeln.«

»Jetzt möchte ich nur zu gern wissen, Rabbi, was das mit Ihrem todkranken Sohn zu tun hat.«

»Keine Sorge, Sie werden es gleich erfahren.« Zunächst tupfte er Schweißperlen von der bleichen Stirn des Kranken, dann hob er den Kopf und blickte mich sorgenvoll an. »Auf derselben, nur noch mehr ins Mystische vertieften Gedankengrundlage beruht auch das in der Kabbala erwähnte und uralte magische Rettungsmittel für einen Toten oder Todkranken. Man muß ihm einen neuen Namen geben.«

Ich war mehr als skeptisch. »Dann wird er wieder gesund?« fragte ich verwundert.

»So einfach ist das nicht. Der neue Name muß eine heilsbringende Bedeutung beinhalten.«

Da stand ich nun, schaute den Rabbi an und wußte nicht, was ich

sagen sollte. So etwas passiert mir auch selten, in diesem Fall war ich sprachlos.

»Sie sind skeptisch, Mr. Sinclair?«

»Mehr als das.«

»Ich kann es verstehen.« Er nickte sich selbst zu. »Ja, ich kann es verstehen, aber man muß manchmal über seinen eigenen Schatten springen. Von Ihnen hätte ich weniger Skepsis erwartet als von einem normalen Menschen, der mit übersinnlichen und mystischen Dingen nichts zu tun hat.«

»Okay, man lernt ja nie aus. Fassen wir mal zusammen. Sie wollen Ihrem Sohn einen neuen Namen geben.«

»Richtig.«

»Und mich haben Sie kommen lassen, um Ihnen zu helfen? Ist das auch exakt?«

»Sie haben es begriffen.«

»Schon«, gab ich zu. »Nur weiß ich nicht, wie das genau vor sich gehen soll. Soll ich ihn taufen…?«

»Bitte, scherzen Sie nicht«, wehrte er ab. »Ich habe Sie vorhin gefragt, ob Sie Ihr Kreuz bei sich tragen.«

»Das lege ich äußerst selten ab. Und wenn, dann zumeist nicht freiwillig.«

Der Rabbi war zufrieden. »Sie sind ein bekannter Mann, Mr. Sinclair. Ich habe Sie schon vorher namentlich gekannt und einige Ihrer Fälle verfolgt. Ich weiß auch über Ihr Kreuz Bescheid, das unter anderem mit den Insignien der vier Haupterzengel gezeichnet ist.«

»Stimmt genau. Michael, Raphael, Gabriel und Uriel.«

»Das ist der springende Punkt. Mein Sohn sprach während seiner Krankheit von den Erzengeln, die ihm begegnet sind, das hatte ich Ihnen ja gesagt.«

»Stimmt.«

»Nun möchte ich, daß er seinen Namen Nathan verliert und den eines Erzengels annimmt. Wegbereiter wird dabei Ihr Kreuz sein, Mr. Sinclair. Es soll für den Namens- und Wesenswechsel meines Sohnes sorgen. Mehr möchte ich nicht von Ihnen.«

»Das reicht auch schon.«

Der Rabbi hob die Schultern. »Ich weiß, daß es ein Risiko ist. Wenn es nicht klappt, werde ich der letzte sein, über dessen Lippen auch nur ein Wort des Vorwurfs dringt.«

Das wäre noch schöner gewesen. Diesen Satz sprach ich allerdings nicht aus. »Wie haben Sie sich den Vorgang des Wechsels denn vorgestellt, Rabbi?«

»Ich möchte, daß Sie meinen Sohn mit Ihrem Kreuz berühren.«

»Hm.« Ich nickte nachdenklich. »Nur spielt das Kreuz in der jüdischen Religion keine Rolle, Mr. Jehuda. Wieso vertrauen Sie Ihren

Sohn ihm an?«
»Ich denke an die Erzengel.«
»Es sind noch andere Zeichen darauf. Das Sechseck in der Mitte, die Heilige Silbe der Inder, das Allsehende Auge, da kommt einiges zusammen, was der Prophet Hesekiel damals schon in die Wege geleitet hat, als er sich in Babylonischer Gefangenschaft befand. Er ist sehr weitsichtig gewesen, Rabbi.«
»In der Tat war er ein weiser Mann. Auch wir verehren ihn und vertrauen ihm. Wir hätten nicht jedes Kreuz genommen. Das Ihre ist für unsere Zwecke genau richtig.«
»Haben Sie es auch Sir James gesagt?«
»Nein, Mr. Sinclair, nicht direkt. Ich wollte ihn mit diesen Einzelheiten nicht belasten und war dankbar für seine Großzügigkeit mir gegenüber. Ich kann Sie natürlich nicht zwingen, meinen Sohn auf diese Art und Weise versuchen zu heilen, doch ich möchte Sie sehr herzlich bitten, dieses Experiment zu wagen. Wäre es zuviel verlangt? Vielleicht gewinnen auch Sie neue Erkenntnisse dabei.«
Mit Speck fängt man Mäuse, dachte ich. Im Prinzip hatte er schon recht. Wahrscheinlich hätte ich neue Erkenntnisse gewonnen, aber daran dachte ich zunächst nicht.
Mein Blick fiel auf das Gesicht des Toten, es kam mir noch blasser vor als bei unserem Eintritt. Ich mußte schon genau hinschauen, um erkennen zu können, daß er atmete. Eigentlich war es unverantwortlich, Nathan hier liegen und womöglich sterben zu lassen. Er gehörte in ein Krankenhaus, was ich dem Rabbi auch sagte.
Er widersprach. »Diese Krankheit, Mr. Sinclair, kann mit weltlichen Methoden nicht geheilt werden.«
»Ist sie eine Bestrafung gewesen? Hat sich Ihr Sohn etwas zuschulden kommen lassen.«
Für einen Moment verdüsterte sich sein Blick. »Wie kommen Sie darauf, Mr. Sinclair?«
»Ich habe logisch nachgedacht.«
»Nein, das hat er nicht. Er ist der Sohn eines Rabbi, denken Sie immer daran.«
»Das mag schon sein, Mr. Jehuda, aber auch Sie stecken nicht in Ihrem Kind.«
»Er wird einmal mein Nachfolger werden. Nathan ist bestimmt, die Gemeinde zu führen.«
»Lassen wir das. Es war nur die Frage eines Polizisten, der sich vergewissern will.«
Seine Stimme nahm bei der nächsten Frage wieder einen moderateren Tonfall an. »Kann ich davon ausgehen, daß Sie bereit sind, den Versuch zu wagen?«
»Sie können es.«

Ihm fiel ein Stein vom Herzen, das sah ich ihm an. »Ich danke Ihnen, Mr. Sinclair, ich danke Ihnen schon jetzt, und ich werde beten, daß es uns gelingt, Nathan den Schatten des Todes zu entreißen. Ich werde Sie in meine Gebete mit einschließen.«

»Noch haben wir keinen Erfolg erzielt.«

»Das werden wir aber, Mr. Sinclair.«

Mich erstaunte der Optimismus des alten Rabbi. Wahrscheinlich mußte man so denken wie er, um dieses Gefühl überhaupt erleben zu können. Ich war da skeptischer.

Er ging zum Fenster und zog einen Vorhang vor die Scheibe. Die Sonne war gewandert und hätte durch ihre Strahlen einen Teil des Zimmers erhellt und auch das Bett getroffen. »Es ist besser, wenn wir das andere Licht beibehalten«, erklärte er.

Mir war es egal. Ich holte mein Kreuz hervor und ließ es auf der flachen Handfläche liegen. Es hatte sich nicht erwärmt, für mich der Beweis, daß sich keine dämonische Kraft in seiner Nähe aufhielt.

Der Rabbi starrte über das Bett hinweg auf meine Hand. In seine Augen war ein gewisser Glanz der Freude getreten. »Großer Gott«, flüsterte er, »es ist wunderbar.«

»Das können Sie mal laut sagen.«

»Und uralt.«

»Haben Sie schon darüber gelesen?«

»Ja.« Er nickte. »In den alten Schriften wird es manchmal erwähnt und auch mit einem König Salomo in Verbindung gebracht.«

»Da haben die Schriften nicht gelogen.« Ich wechselte das Thema.

»Haben Sie einen bestimmten Wunsch, wie ich vorgehen soll, Mr. Jehuda?«

»Ja, legen Sie es meinem Sohn über dessen Hände auf die Brust und warten Sie ab.«

»Gut. Was, glauben Sie, wird geschehen?«

Er legte die Handfläche wie zum Gebet zusammen. »Ich kann nur hoffen, daß uns die Umkehr gelingt.«

Wenn ich ehrlich gegen mich selber war, so mußte ich zugeben, daß mich dieser Mann mit seinem Vorschlag ebenfalls neugierig gemacht hatte. Nun war ich gespannt darauf, ob mein Kreuz tatsächlich die mystische Prophezeiung aus der Kabbala in die Tat umsetzen würde.

Noch hielt ich die Kette fest und ließ das Kreuz über dem Gesicht des Kranken schweben.

Er reagierte nicht.

Ich hatte mit einem Zucken der Mundwinkel gerechnet, mit einem leichten Flattern der Augenwimpern, das alles stimmte nicht. Regungslos blieb er auf dem Rücken liegen, ohne das Kreuz irgendwie zur Kenntnis zu nehmen.

»Ich glaube doch, daß wir ihn berühren müssen, Mr. Sinclair. Bitte,

wenn Sie so freundlich sein würden.«

Ich war so freundlich und ließ das Kreuz tiefer schwingen. Mit seinem unteren Balkenende berührte es die Hände des Jungen, schwang dann nach vorn und hätte fast noch sein Kinn gestreift, glitt aber darüber hinweg.

»Bitte, Mr. Sinclair, legen Sie es ihm auf die Brust. So wird es nichts nutzen. Die Kraft des Kreuzes muß auch in ihn hineingehen, sie muß seine Seele erfüllen.«

»Nicht so schnell, Rabbi.« Bei gewissen Aktionen ließ ich mir Zeit.

Ich senkte das Kreuz noch tiefer und beobachtete dabei das Gesicht des Jungen, wo sich die bleiche Haut nicht regte. Kein Zucken verriet, daß er die Nähe spürte.

Es berührte die Brust. Ich gab noch etwas nach, dann lag es…

Scharf atmete der Rabbi ein. Er rechnete mit einer Veränderung, vielleicht auch damit, daß sich sein Sohn aufbäumte, um die andere Existenz anzunehmen, das geschah nicht.

Ruhig blieb er liegen, obwohl der Druck des Talismans auf seiner Brust lastete.

»Nein«, sagte der Rabbi mit leiser Stimme. »Nein, das hat alles keinen Erfolg gezeigt. Es war zu einfach.« Er sprach über die Zeichen der Erzengel. »Sie haben sich nicht gerührt, sie haben ihre Kraft nicht abgegeben, weil sie meinen Sohn nicht annehmen wollten.«

»Abwarten, Rabbi. Noch ist nicht aller Tage Abend.«

»Ich spüre es, Mr. Sinclair, und ich bedanke mich bei Ihnen, daß Sie den Versuch unternommen haben.«

»Geben Sie so schnell auf, Mr. Jehuda?«

»Muß ich das nicht?«

»Das finde ich nicht. Sie sollten weiter daran glauben, daß wir es schaffen können. Ich habe Ihnen nämlich noch nicht alles gesagt, Rabbi. Dieses Kreuz birgt ebenfalls ein inneres Mysterium. Man muß es nur durch das Sprechen einer Formel aktivieren und sichtbar aus den Tiefen hervorholen.«

Der Rabbi hatte mir sehr genau zugehört. Er wirkte plötzlich nervös. »Sind Sie bereit, Ihr Kreuz zu aktivieren und aus ihm die Kraft hervorzuholen?«

»Es ist nicht einfach, es kann schiefgehen. Eigentlich müßte Ihr Sohn reden.«

»Er kann nicht zustimmen, deshalb werde ich es tun. Ich spreche für Nathan und möchte, daß Sie es wagen, Mr. Sinclair. Es ist nicht mehr die Zeit, lange zu zögern oder nachzudenken. Sie müssen ihn heilen. Sie müssen ihn verändern und ihm ein anderes Wesen geben, damit ihn der Tod nicht in seine dunklen Gefilde zerren kann.«

»Daß Sie sehr viel von mir verlangen, wissen Sie, Rabbi.«

»Ja, und ich werde es Ihnen nie vergessen.«

»So habe ich das nicht gemeint. Ich kann mich nicht als Mittler zwischen Leben und Tod hinstellen. Ich bin nur ein Mensch und nicht der Allmächtige.«

»Aber wir könnten es versuchen.«

»Sicher.«

Der Rabbi schaute zu, wie ich das Kreuz wieder auf die Brust des Kranken legte. Beim Atmen hob und senkte sich die Brust des jungen Mannes kaum. Ich hatte bisher nicht in seine Augen sehen können und wußte nicht einmal, welche Farbe sie besaßen. Plötzlich zuckte der Kranke zusammen. Gleichzeitig öffnete er die Augen.

Ein Blick in seine Pupillen zeigte mir, daß sie dunkel waren wie die seines Vaters.

Der Rabbi war außer sich. Er fiel neben dem Bett auf die Knie, drückte seinen Kopf vor und flüsterte ununterbrochen den Namen seines Sohnes. Dabei rann ein glückliches Lächeln über sein Gesicht.

Er schien daran zu glauben, daß es mein Kreuz geschafft hatte.

Ich dachte in eine andere Richtung. Nathan packte plötzlich zu.

Seinen Vater beachtete er nicht. Er konzentrierte sich auf seine Hand, die sich blitzschnell um das Kreuz schloß.

Hart hielt sie es fest!

Ich tat nichts, um es aus der Hand zu zerren. Es hätte auch keinen Sinn gehabt, die Kette wäre nur gerissen, das hätte keinem von uns etwas genutzt.

»Bitte, bitte«, flüsterte der alte Rabbi. »Gib mir eine Antwort, Nathan. Ich möchte, daß du mir sagst, was ich…«

Der Kranke schwieg nicht, doch Worte formulierte er nicht. Aus dem geöffneten Mund floß nur mehr ein dumpf klingendes Stöhnen, als würde er Schmerzen erleiden.

»Geben Sie es auf, Rabbi«, bat ich ihn. »Wenn Ihr Sohn mit Ihnen reden will und falls es ihm wieder besser geht, werden wir das sicherlich zuerst merken.«

»Meinen Sie?«

»Natürlich.«

Er erhob sich, wischte dabei über die Stirn und tupfte sich den Schweiß aus den Augen. In seinem Hals saß ein Kloß, den er zunächst wegräusperte, bevor er mir sagte, was ich schon längst festgestellt hatte.

»Er… er hält das Kreuz fest. Ist das nicht ein gutes Zeichen, Mr. Sinclair?«

»Vielleicht.«

»Und er kann es halten. Ja, er kann es halten. Ich… ich finde es einfach wunderbar. Sie sollten es versuchen – jetzt, bitte.« Er schaute mich beinahe ergeben an, als hätte er davor Angst, daß ich meine Meinung noch ändern würde.

»Keine Sorge, Mr. Jehuda, ich werde alles tun, um Ihrem Sohn einen Weg zur Rettung zu bereiten.«

»Gut.«

Er hielt das Kreuz mit der linken Hand umklammert, als wollte er es nie mehr loslassen. Ich hoffte, daß sich mit dem Aussprechen der Formel daran etwas ändern würde.

Also sagte ich die Worte, betonte jede Silbe.

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

Und mein Kreuz enttäuschte mich nicht!

***

Ich hatte damit gerechnet, sehr schnell innerhalb einer gleißenden Lichtkugel zu stehen, eingepackt zu werden in die Kraft der Weißen Magie, das aber trat nicht ein.

Das Licht war da, doch es konzentrierte sich nur auf einen einzigen Punkt.

Die linke Hand des Kranken.

Sie wurde tatsächlich für einen Moment durchsichtig und sah so aus, als wollte sie sich auflösen und einfach verschwinden. Das Licht strahlte ab in den Arm hinein, ich konnte mein Kreuz trotz der geschlossenen Hand erkennen und sah, daß es nur an einer bestimmten Stelle derart stark aufstrahlte, und zwar an seinem oberen, abgerundeten Balkenende, wo sich der Buchstabe M abzeichnete.

Es war wie ein Sigill, ein Fanal, das sich bewußt zeigen wollte. Den Grund dafür kannte ich nicht, ich mußte es einfach hinnehmen.

Manchmal erlebt man Dinge, wo die Zeit bedeutungslos wird. Das geschah auch jetzt. Ich konnte nicht sagen, wie lang das Kreuz gestrahlt hatte. Vielleicht fünf, zehn oder fünfzehn Sekunden, doch als die Strahlung zusammenbrach, hatte sich äußerlich nichts verändert.

Nach wie vor lag der Kranke unbeweglich auf seinem Bett, die Augen wieder fest geschlossen, so daß ich von seinen Pupillen nichts mehr sehen konnte.

Der Rabbi hatte seinen Sohn ebenfalls unter Kontrolle gehalten.

Jetzt trat er ein paar zögernde Schritte zurück, mißtrauisch und gleichzeitig staunend.

»Haben Sie etwas gespürt?« fragte er leise.

»Was sollte ich gespürt haben?«

»Etwas von der Aura, die hier vorhanden war. Eine ganz andere Welt hat sich mir aufgetan. Ich hatte das Gefühl, hineinschauen zu können, aber nur durch eine Nebelwand getrennt. Ich weiß nicht… aber … aber kann ich in das Jenseits gesehen haben?«

»Was konnten Sie denn erkennen?«

»Kaum etwas. Licht – vielleicht ein Gesicht.« Er schüttelte den Kopf.

»Ich weiß es nicht mehr.«

Auch mir war die Szene rätselhaft. Noch immer hielt der Kranke mein Kreuz fest. Ich war allerdings der Meinung, daß er jetzt tiefer atmete als noch vor der Aktivierung. Sollten die alten Mysterien der Kabbala doch recht behalten haben?

Das Kreuz wollte ich jedenfalls zurückhaben und mußte mich anstrengen, um die Finger des Kranken zur Seite zu biegen. Sie fühlten sich fast so an wie die eines Toten.

Endlich lag die Hand offen vor mir, und das Kreuz rutschte auf die Brust. Es sah wieder völlig normal aus. Ich hatte dafür auch keinen Blick mehr, mich interessierte viel stärker der Handballen des Nathan Jehuda. Dort sah ich das Zeichen.

Ein M.

Das M für Michael, das gleiche Zeichen, wie es auch auf meinem Kreuz eingraviert war.

Ich winkte den Rabbi näher. Er kam hastig um das Bett herum und blieb neben mir stehen.

»Da, schauen Sie es sich an.«

Jehuda strich seine dunklen Haare zurück, um sich besser vorbeugen zu können. Er bewegte seine Lippen, ohne etwas zu sagen.

Dann redete er in hebräischer Sprache und übersetzte sie mir, als er sich aufrichtete.

»Es ist angenommen worden, Mr. Sinclair. Das Mysterium der Kabbala hat sich bewahrheitet. Er heißt nicht mehr Nathan, sondern Michael. Im Ballen seiner Hand ist das Zeichen.«

»Aber gesund ist er nicht«, warf ich ein.

Der Rabbi lächelte breit. »Mr. Sinclair«, sagte er, »ich bin älter als Sie, viel älter, und ich habe es gelernt, Geduld zu haben. Das Leben besteht aus Kompromissen und aus Geduld, glauben Sie mir. Wir müssen abwarten.« Er legte mir eine Hand auf die Schultern. »Kommen Sie, wir werden ihn allein lassen, Sie haben doch sicherlich noch etwas Zeit, oder müssen Sie weg?«

»Eigentlich nicht.«

»Dann möchte ich, daß wir zusammenbleiben und abwarten. Ich werde Wein bringen lassen, wir müssen auf diesen Erfolg etwas trinken.« Er warf seinem Sohn noch einem langen Blick zu und flüsterte dabei: »Werde gesund, mein Lieber, werde ein anderer, ein Engel. Zeige dich würdig, ein Nachfolger zu sein – bitte.«

Ich war schon zur Tür gegangen.

Gegen einen Schluck Wein hatte ich nichts einzuwenden, aber es paßte mir nicht, den Kranken allein zu lassen.

Im Flur traf ich wieder mit dem Rabbi zusammen, einem völlig veränderten Menschen. Er strahlte, und selbst in seinen Augen schimmerte das Glück.

»Ist das nicht ein schöner Tag für uns gewesen?« erkundigte er sich.
»Er ist noch nicht beendet«, gab ich zu bedenken.
»Ah – machen Sie nicht alles schlecht, Mr. Sinclair. Kommen Sie mit in mein Arbeitszimmer. Ich werde dafür sorgen, daß uns Sarah den Wein und etwas Salzgebäck bringt.«
»Wer ist diese Sarah?«
»Nicht meine Frau, wenn Sie das meinen. Rachel ist leider schon einige Jahre tot. Es ist der gute Geist des Hauses. Ich kenne sie schon sehr lange.«
In seinem Arbeitszimmer klingelte er nach Sarah, die sehr schnell erschien und abwartend an der Tür stehenblieb.
»Bitte, Sarah, bring Wein und etwas Gebäck, wir haben heute zu feiern.«
»Ist es wegen Nathan?«
»Ja, meine Liebe. Wir glauben, daß er es geschafft und sein altes Leben überwunden hat.«
»Oh, ich freue mich für ihn. Ich freue mich wirklich. Ich werde den Wein schnell holen.« Sie zog sich zurück, und der Rabbi bot mir wieder den alten Platz an.
Auch der Rabbi hatte sich längst gesetzt. Langsam ließ er seine ausgebreiteten Arme sinken und legte die Hände gespreizt auf die dunkle Platte des Schreibtischs. Er schaute mich zufrieden an. »Wissen Sie, Mr. Sinclair, ich bin wahnsinnig gespannt, wie sich mein Sohn noch entwickeln wird.«
»Was denken Sie denn?«
»Das M für Michael«, flüsterte er.
»Ich rechne sogar damit, daß er dem Erzengel gleichkommt.«
»Moment, Moment…«
»Ja!« flüsterte der Rabbi über den Tisch hinweg. »Er wird bestimmt dessen Nachfolger hier auf Erden.«
Diesmal wich meine Skepsis nicht. »Das ist mir zu weit hergeholt, zu mystisch.«
»Lehren Sie mich die Kabbala kennen. Selbst ich, der ich sie studiert habe, bin noch längst nicht in alle Tiefen ihrer Geheimnisse eingedrungen. Die Krankheit meines Sohnes war ein Zeichen, ein Omen, und das zweite Omen befindet sich auf seiner Handfläche. Dieses M hat sein Leben geändert. Er ist Michael.«
Ich ließ den Rabbi in seinem Glauben, während die Unruhe in mir wuchs. Mir gefiel es nicht, daß mein Kreuz auf Nathans Hand dieses Sigill hinterlassen hatte. Es mußte eine Bedeutung haben, davon ging ich aus. Die Frage war nur, ob positiv oder negativ.
Das würde die Zukunft zeigen. Jedenfalls hatte ich vor, nach ihm zu schauen.
Sarah drückte die Tür auf. Sie trug das Tablett, auf dem die bereits

geöffnete Weinflasche, zwei Gläser und eine Schale mit dem Salzgebäck standen.

Die Dinge brachte sie zum Schreibtisch und stellte sie dort ab.

»Danke, Sarah, alles andere machen wir schon.«

Die alte Frau nickte und bedachte mich mit einem ungewöhnlich langen und forschenden Blick, bevor sie ging.

»Hat sie etwas gegen mich?« fragte ich den Rabbi, der die Gläser verteilte und nicht hinter ihr herblickte.

»Nein, wieso?«

»Sie schaute mich sehr gründlich an.«

Der Rabbi lächelte. »Ach, das dürfen Sie nicht so eng sehen, Mr. Sinclair. Die gute Sarah ist zunächst immer mißtrauisch. Sie hat auch ständig gegen die Freundinnen meines Sohnes opponiert. Sie mochte keine von ihnen, obwohl sich nette Mädchen darunter befanden.«

»Weshalb nicht?«

»Das ist die Frage. Eifersucht?« Er hob die Schultern. »Sarah will die Familie für sich haben, wo meine Frau Rachel nicht mehr lebt. Sie mußte ihr am Sterbebett versprechen, daß sie sich um uns kümmern wird. Was sie auch getan hat.« Der Rabbi hatte eingeschenkt und schob mir ein Glas zu.

Wir prosteten uns zu. »Darauf, daß wir es geschafft und den Tod überwunden haben. Wir geben meinem Jungen eine neue Existenz, wir überwanden seine schlimme Krankheit.«

Ich probierte die rote Flüssigkeit, die fast so aussah wie Blut. Allerdings besaß dieser schwere Wein einen leicht bläulichen Schimmer.

Schon als ich den ersten Schluck nahm, stellte ich fest, daß da etwas dahintersaß. Mehr als ein Glas würde ich wohl kaum vertragen können. Er war nicht süß, auch nicht bitter, besaß jedoch einen weichen und gleichzeitig vollmundigen Geschmack mit einem leichten Fruchtaroma.

Nach dem zweiten Schluck stellte ich das Glas wieder ab. »Mich würde noch interessieren, Mr. Jehuda, woran Ihre Frau gestorben ist. War es ein Unfall?«

»Nein.« Er starrte ins Glas und schüttelte den Kopf. »Es war eine kurze, heimtückische Krankheit.«

»Wie bei Nathan?«

»Leider«, flüsterte er, »habe ich meine Gattin nicht retten können. Deshalb lag mir soviel daran, es bei Nathan zu versuchen. Verstehen Sie mich nun?«

»Natürlich.«

Der Rabbi nahm das Glas zwischen seine Hände und drehte es einige Male. »Es ist eben alles anders gekommen.« Sein Lächeln bekam etwas Verlorenes. »Alles ist anders geworden, seit meine Frau nicht mehr

unter den Lebenden weilt. Ich habe Rachel sehr geliebt, wir waren uns immer einig, aber die Krankheit raffte sie dahin. Als würde ein Fluch auf der Familie liegen.«

»Bis Sie die Kabbala durchforsteten.«

»So ist es, Mr. Sinclair. Da entdeckte ich den springenden Punkt. Ich las, ich war fasziniert, nur mußte ich jemand finden, der in der Lage war, dies herüberzubringen. Die Theorie in die Praxis umzusetzen, wenn Sie ver…« Er holte tief Luft und strich danach mit beiden Händen durch sein Gesicht.

»Ist etwas mit Ihnen?«

»Ich weiß nicht…« Wieder atmete er lang und tief durch. »Ich weiß wirklich nicht. Ich fühle mich plötzlich nicht gut.« Mit zitternden Fingern öffnete er seinen oberen Hemdknopf. »Als hätte ich es auf einmal mit dem Kreislauf.«

»Das Wetter, Rabbi, das ist…« Plötzlich bewegte sich der Rabbi vor meinen Augen. Zuerst nach links, dann nach rechts. Ich zwinkerte, er saß wieder normal da.

Verdammt, sollte ich es denn auch mit dem Kreislauf zu tun bekommen? Das wollte mir nicht in den Kopf.

Eigentlich überstand ich die Hitzeperioden immer sehr gut.

Ich stand auf.

Die Knie konnte ich nicht mehr richtig durchdrücken. Irgendeine Kraft erwischte und drückte mich nach vorn, so daß ich mich mit beiden Händen auf dem Schreibtisch abstützen mußte. Ich schaute über ihn hinweg. Aus dem Rabbi war ein ›Gummimann‹ geworden.

Da fiel es mir ein!

Es war der verfluchte Wein, den wir beide getrunken hatten. In ihm mußte sich etwas befunden haben. War die Flasche nicht schon offen gewesen, als Sarah ihn hereinbrachte.

Ja!

Es war mein letzter Gedanke. Plötzlich veränderte sich die Welt zu einem Kreisel. Daß ich nach vorn und über den Schreibtisch fiel, merkte ich nicht mehr. Eine andere Kraft hielt mich gepackt und hatte mich in ihre Tiefe gezerrt.

***

Als Sarah den beiden Männern den Rücken zugedreht hatte und das Zimmer verließ, lag ein wissendes Lächeln auf ihrem Gesicht. Sie schloß die Tür von außen, zog sie aber sofort wieder auf, wobei nur ein Spalt entstand, durch den sie schauen konnte.

Sie sah und horchte.

Beide waren ahnungslos, auch der Rabbi, der ihr vertraute und nicht ahnte, welch eine Laus er sich in den Pelz gesetzt hatte. Er war der Meinung, daß Sarah fest zu ihm und seiner Familie halten würde.

Jahrelang hatte sie stets genickt, nie widersprochen, sich allerdings einen eigenen Kreis aufgebaut.

Rachel war es gelungen, sie zu durchschauen. Nun ja, sie lag bereits unter der Erde, auch da hatte Sarah wohl nachgeholfen. Jetzt kam es ihr auf Nathan an.

Manche Rabbis glauben, daß nur sie als Schriftgelehrte die Kabbala begreifen. Ein Irrtum, denn Sarah kannte sie ebenfalls. Auch Dienstmägde konnten intelligent sein, sie waren nicht immer so wie die Hausmädchen in den Liebesschnulzen.

Mit dem Rabbi kam sie klar. Er merkte erst gar nicht, daß er an Sarahs langer Leine lief. Er dürfte eigentlich kein Problem sein, im Gegensatz zu seinem Besucher, diesem Sinclair.

Ihm traute Sarah nicht.

Sie hatte ihn an diesem Tage zum erstenmal gesehen und sofort gespürt, daß er etwas anderes war. Zwar sah er aus wie ein normaler Mensch, doch hinter dieser Fassade steckte mehr. Von ihm floß ein Fluidum aus, das Sarah als gefährlich einstufte. Dieser Mann ließ sich kein X vorm U vormachen, er schlug zu, er war gewappnet, und er mußte einen Erfolg gehabt haben, denn so wie der Rabbi sich in diesen Minuten benahm, hatte er sich schon lange nicht mehr benommen.

Er war fröhlich, beinahe schon ausgelassen, was bei einem ernsten Menschen wie ihm selten vorkam. Normalerweise wirkte er sehr zurückgezogen, introvertiert und war auch, wenn er Mitgliedern der Gemeinde gegenübersaß, stets eine Respektsperson. Die Menschen achteten ihn. Wer mit ihm reden wollte, mußte sich zuvor anmelden, denn nichts lief ohne Termine ab.

Außerdem war sein Mißtrauen so stark geworden, daß er etwas gespürt hatte.

Mit Nathan lag sein Lieblingskind im Sterben. Es siechte dahin, und der Rabbi tat alles, um ihn zu retten.

Gut tat er daran, denn Sarahs Plan ging wunderbar auf. Sie hatte alles in die Wege geleitet und den Rabbi erst auf die Spur gebracht.

Sie hatte ihm das Nachschlagen in der Kabbala empfohlen, natürlich nicht direkt, sondern mit kleinen Hinweisen und Brücken.

Nur Sinclair paßte ihr nicht ins Konzept. Die Dienstmagd, wie sich Sarah selbst bezeichnete, war davon ausgegangen, daß der Rabbi sich an die alten Totenformeln halten würde, um damit seinen Sohn wieder gesund zu sprechen.

So etwas gab es. In der Theorie kannte sich Sarah aus, allerdings hatte sie es nicht in der Praxis erlebt.

Dann war dieser Polizeibeamte erschienen. O ja, Sarah wußte, wer der Mann war. Da der Rabbi Vertrauen zu ihr hatte, brauchte er kein Blatt vor den Mund zu nehmen, und Sarah hatte all seine Erklärungen

lächelnd zur Kenntnis genommen.
Es lief wunderbar – bis auf Sinclair.
Wenn sie ehrlich gegen sich selbst war, hatte sie den Mann etwas unterschätzt. Sinclair war nicht der Mann, den man im allgemeinen als normalen Polizisten bezeichnete. Sie hatte in ihm sofort den Spezialisten erkannt, lauschte den Gesprächen der beiden und erfuhr, daß Nathans Wandlung positiv verlaufen war.
Der Kranke mußte irgend etwas an sich haben, das für eine Gesundung sorgte.
Vom langen Starren tränte ihr ein Auge. Sie wischte darüber hinweg und bewegte die Lippen, ohne zu sprechen. Die Männer hatten bereits getrunken, ohne daß ihnen etwas geschehen war. Dabei hatte sie genau die richtige Dosis in die Flasche gekippt.
Damit kannte sie sich aus. Früher hätte man Frauen wie sie als Kräuterhexen bezeichnet, denn was die Naturheilmittel anging, da war sie eine Spezialistin.
Sie wartete.
Die Männer sprachen, sie bewegten sich – und, ein Lächeln verzog die Lippen der Frau, sie redeten längst nicht mehr so klar wie noch vor einer halben Minute.
Zuerst erwischte es den Rabbi. Seine Bewegungen und auch sein Sprechen wurden unkontrolliert. Er bekam einen glasigen Blick, schaute noch einmal auf Sinclair, bevor er kippte.
Auch sein Besucher fiel um.
Er lag plötzlich quer über dem Schreibtisch, die Arme ausgestreckt, als wollte er sich am anderen Rand noch festklammern, was er allerdings nicht schaffte.
Ruhig blieb er liegen.
Sarah atmete tief durch. Es war stickig im Haus. Draußen donnerte und blitzte es nicht mehr. Das starke Gewitter hatte sich verzogen und würde sich wahrscheinlich über dem Meer weit im Osten austoben.
Sehr vorsichtig öffnete sie die Tür. Sie knarrte und quietschte nicht, schwang lautlos auf, so daß Sarah den Raum betreten konnte.
Das Arbeitszimmer wirkte auch im hellen Sonnenschein stets düster. Es lag an den dunklen Möbeln; der Rabbi liebte die Farbe schwarz.
Neben seinem Besucher blieb Sarah stehen. Sie dachte an Nathan!
Bevor sie sich zu ihm auf den Weg machte, kontrollierte sie ihre Opfer. Bei ihnen bestand keine Gefahr, daß sie in der nächsten Stunde erwachen würden. Also würde sie sich für ihre eigentliche Aufgabe die Zeit nehmen können, die sie auch einkalkuliert hatte. Ein letztes Mal überzeugte sich Sarah von der Wirkung ihrer K.o.-Tropfen, dann nahm sie den Weg, den auch die beiden Männer eingeschlagen hatten, um Nathan zu besuchen.
Sie schritt lautlos durch den schmalen Korridor und spürte ihre

innere Unruhe. Lange genug hatte Nathan krank niedergelegen. Ein Mensch, der dem Tod entgegensiechte. Jetzt aber mußte er einfach erwacht sein und war möglicherweise zu einer anderen Persönlichkeit geworden.

Sie öffnete sehr vorsichtig die Tür. Die Fenster waren verhängt worden. Geheimnisvoll flackerndes Kerzenlicht schuf genügend Helligkeit, um die Dinge erkennen zu können.

Er lag noch im Bett.

Wie immer in Rückenlage, die Augen geöffnet, den Blick starr gegen die Decke gerichtet, obwohl sich in seinen Pupillen der Widerschein aus Licht und Schatten abzeichnete.

Sarah bekam Furcht. Etwas klemmte ihre Kehle zu. Wenn der Plan nicht geklappt hatte, war alles umsonst gewesen, dann würde sie nie mehr zuschlagen können, dann fand sie keinen Anfang mehr, dann war dies hier das Ende, denn der Rabbi und Sinclair waren nicht dumm. Sie hatten sicherlich Verdacht geschöpft.

So leise wie möglich schritt sie dem Bett entgegen, das schon einem Totenlager glich.

Was war hier vorgefallen?

Sarah schob das Kopftuch zurück. In ihrem faltigen Gesicht stand die Sorge zu lesen. An den Augenrändern glitzerte Tränenwasser.

Die Lippen zuckten, als sie mit flüsternden Worten den Sohn des Rabbi ansprach.

»Nathan, Junge, Nathan, hörst du mich?« Sie hatte beschwörend und flüsternd gesprochen, jedes Wort wurde von ihr betont, als wollte sie es dem Liegenden einsuggerieren.

Nathan blieb ruhig liegen. Für einen kurzen Augenblick erschrak die alte Sarah heftig, da sie das Gefühl hatte, mit einem Toten zu sprechen, dann aber stellte sie fest, daß Nathan atmete, wenn auch flach.

Aus ihrem weiten dunklen Rock, wo die Tasche zwischen den Falten verschwand, holte sie ein Tuch hervor und tupfte damit Schweißtropfen vom Gesicht des Rabbiner-Sohns.

Diese sanfte Berührung besaß so etwas wie die Wirkung einer Initialzündung. Er öffnete die Augen – und schaute sie an.

Keiner blickte zur Seite. Da bohrte sich etwas ineinander, da wurde geforscht, gesucht, und es war Sarah, die sich ein erstes Lächeln gestattete, während sich im Blick des Kranken so etwas wie Unverständnis ausbreitete.

»Wie geht es dir, Nathan?«

»Gut – ja, es geht mir gut.« Er überlegte, bevor er die nächsten Sätze sprach. »Ich habe das Gefühl, ein anderer zu sein, begreifst du das? Ich komme mir vor wie ein Schläfer, der erst nach langen Jahren und in einem anderen Jahrhundert aufgewacht ist. Komisch.«

Sarah schüttelte den Kopf. »Nein, das ist nicht komisch, das ist überhaupt nicht ungewöhnlich. Du bist ein anderer geworden, Nathan Jehuda.«

»Wie?«

Die Frage war spontan gestellt worden, doch Sarah ließ sich Zeit mit der Antwort. »Es ist etwas eingetreten, das in der alten Weissagung der kabbalistischen Mystik schon längst niedergeschrieben wurde, Söhnchen.« Er hatte nichts gegen die vertrauliche Anrede einzuwenden gehabt, schon in der Kindheit war er so angesprochen worden.

»Alles bei mir?«

Sie nickte. »Ja, Söhnchen, nur bei dir.«

»Das begreife ich nicht.«

Sie ließ nicht locker. »Du bist der Auserwählte, Söhnchen. Begreifst du das?«

Nathan überlegte. »Ich bin der Sohn des Rabbi Jehuda, aber nichts anderes.«

Sarah wirkte plötzlich unwirsch.

»Vergiß deinen Vater. Jetzt geht es um andere Dinge. Er wird uns nicht stören, dafür habe ich gesorgt. Mein ganzes Leben habe ich darauf hingearbeitet. Ich habe stets den Mund gehalten, nichts gesagt, immer nur gedacht. So stufte man mich als Getreue des Rabbi ein. Ich war auch treu, doch niemand konnte mir die eigenen Gedanken verübeln.«

Nathan bewegte seine Stirn. »Du hast von gewissen Dingen gesprochen, Sarah, welche sind das denn? Ich habe keine Ahnung, ich weiß nichts, deshalb muß ich dich fragen.«

»Warte zunächst einmal ab, Söhnchen. Wir müssen dann hier weg, und noch eines solltest du wissen: Du mußt dich vor einer bestimmten Person hüten, vor einem Mann, der auf den Namen John Sinclair hört. Er ist gefährlich, glaube mir.«

»Den kenne ich nicht.«

»Das glaube ich dir sogar, er hat dich aber trotzdem verändert. Er ist gewissermaßen zu deinem Schicksal geworden, Söhnchen. Durch ihn bist du den Weg gegangen, er hat mitgeholfen, die Mystik der Kabbala ins Leben zu rufen.«

Nathan atmete durch die Nase. Sein Gesicht bekam allmählich die Farbe zurück. Als er Sarah anschaute, zuckten seine Mundwinkeln.

»Es ist alles noch nicht zu fassen, Sarah. Du hast mir da viel erzählt, sehr viel sogar, und ich muß dir glauben, denn ich habe eine Veränderung bei mir gespürt.«

»Na bitte.«

»Aber wie genau? Was hat man mit mir alles angestellt? Ich habe geschlafen, geträumt und habe dennoch einen gewissen Umbruch

mitgemacht, wenn du verstehst.«

»Du mußt gefühlt haben, instinktiv gefühlt.«

Er nickte im Liegen. »Und das Brennen, Sarah, ich spürte das Brennen. Nicht nur an meiner Hand, es breitete sich auch im Körper aus. Es war aber nicht schlimm.«

»Öffne die Faust!«

»Und dann?«

»Wirst du es sehen, Söhnchen, ganz bestimmt. Wenn du deine linke Hand flach auf die Bettdecke legst, können wir beide schauen, was dir die alten Lehren der Kabbala hinterlassen haben. Es ist ein Versuch gemacht worden, der sich lohnen wird. Deine alte Existenz wurde gelöscht, die neue ist zutage getreten.«

Nathan schaute sie forschend an, als würde er ihr kein Wort glauben. Auch das feine Lächeln wirkte ähnlich. Noch war es der Frau zu unsicher, die Sicherheit mußte ihr Schützling erst noch finden.

Sie war fest davon überzeugt, daß er es mit ihrer Hilfe auch schaffte.

Sehr langsam legte er die Hand mit dem Rücken nach unten auf das dünne Laken.

»Da ist es!« flüsterte Sarah scharf.

Nathan schaute hin. Sein Blick flackerte, er bewegte die Augenlider, als könnte er nicht begreifen, daß sich etwas verändert hatte.

»Siehst du es?«

»Ja, aber…«

»Es ist das Zeichen, dein Stigma!« sagte sie mit einer drängend klingenden Stimme. »Das geschwungene M. Weißt du denn, was es bedeutet, Söhnchen? Weißt du das?«

»Noch nicht. Jedenfalls nicht genau. Meine Erinnerung ist auch zu schwach. Ich komme da nicht mehr mit. Tut mir leid, Sarah, aber ich weiß nicht Bescheid.«

»Er hat dich übernommen, Söhnchen. Es gibt keinen Nathan mehr, du bist jetzt durch den Buchstaben gekennzeichnet. Du wurdest von ihm übernommen oder adoptiert. Ist das nicht wunderbar, Söhnchen? Du bist jetzt er. Dir ist es gelungen, in die große Schar derjenigen aufzusteigen, die über den Menschen stehen.«

Nathan wandte sich mit einer konkreten Frage an die alte Magd.

»Was bedeutet das M?«

»Es ist der Anfangsbuchstabe eines Namens.«

»Und?«

»Michael!«

Nathan überlegte. Nur für wenige Sekunden zeigte er sich verunsichert. Dann erhellte sich sein Gesicht, als er die Lösung gefunden hatte. »Michael, der Engel?«

»Der Erzengel, Söhnchen. Er hat dich übernommen. Du bist jetzt etwas Besonderes, du stehst weit über den Personen, die dich

umgeben. Du kannst alles vergessen. Du bist ein Führer geworden und wirst noch sehr mächtig werden.«

Es war nicht klar, ob Nathan die Worte verstanden hatte, weil er ununterbrochen gegen seinen linken Handballen starrte, wo sich das Zeichen in einer braunroten Farbe abmalte. Es war nicht in die Haut eingebrannt worden, obwohl es so aussah. Als er mit dem Zeigefinger der Rechten darüber hinwegstrich, spürte er keine Vertiefungen in der Haut. Es kam ihm vor, als wäre es aufgemalt worden.

»Nun, mein Söhnchen?«

Scharf atmete er aus. Auf seiner Stirn hatte sich der Schweiß zu einer Schicht zusammengefunden. »Ja«, sagte er schließlich. »Ja, ich glaube, daß ich mich schon als ein anderer fühle. Ich bin kräftiger geworden. Ich weiß jetzt, wo ich hingehöre, Sarah. Ich bin eben anders geworden.«

»Das meine ich auch.«

»Was soll ich tun?«

»Du wirst dieses Haus verlassen, Söhnchen.« Als sie das Erschrecken in seinen Augen sah, sprach sie schnell weiter. »Ja, du wirst das Haus verlassen, denn es ist einfach zu klein für dich. Du mußt woanders hin, du mußt der Welt zeigen und beweisen, wer du bist. Es hat sich vieles geändert. Äußerlich ist das meiste gleich geblieben, innerlich aber bist du erstarkt. In dir steckt jetzt die Kraft des Erzengels. Die Mystik der Kabbala hat vieles erreichen können.«

Er nickte, was ihm schwerfiel, weil er lag. »Und wo soll ich hingehen? Ich habe meinem Vater versprochen, dessen Nachfolger zu werden. Wenn er nicht mehr ist, will ich der Rabbiner sein.«

Sarah winkte fast wütend ab. »Das kannst du alles vergessen, Söhnchen. Was ist schon ein Rabbi im Vergleich zu einer Macht, die du mittlerweile darstellst?«

»Ich weiß nicht, aber…«

»Es ist nichts«, flüsterte sie. »Du besitzt die Kraft des Erzengels, eines mächtigen Wesens. Denke nach, daß die Erzengel so gut wie unbesiegbar sind. Sie haben sich zu Beginn der Zeit formiert, und sie werden immer sein. Ihre Seelen, ihre Geister kennen weder Entfernungen noch Räume. Sie durchstreifen das All, sie dringen ein in das Reich der Toten, sie kommen überall dorthin, was einem normalen Menschen verschlossen bleibt. Denke darüber nach.«

Nathan hatte große Augen bekommen. »Meinst du, daß auch ich es schaffen könnte?«

»Nicht nur das. Du wirst es schaffen.« Sie legte ihre Hände gegen seine Schulterrundungen und schaute ihn dabei beschwörend an.

»Du wirst es schaffen, Söhnchen.«

Er hielt dem Blick stand. Sarah erkannte, daß er nachdachte und fragte nach dem Grund.

»Etwas ist mit mir geschehen«, erwiderte er. »Etwas ist anders geworden, Sarah.«

»Das glaube ich dir sogar. Du bist zwar äußerlich noch Nathan, aber deine Seelenwelt hat sich verdreht. Sie ist umgekehrt worden. Man kann dich als Zwitter bezeichnen.«

»Vielleicht, Sarah, nur meine ich das genau nicht. Es ist noch etwas hinzugekommen.«

»Was denn?«

»Ich fühle mich so, als hätte ich keine Seele mehr. Als wäre aus mir etwas entwichen, entflohen, einfach weggeflogen, hinaus in irgendwelche Sphären…«

»Na und?«

»Kann ich so leben?«

Sarah lachte und deutete auf das Zeichen. »Natürlich kannst du so leben, du wirst so leben müssen. Du bist krank gewesen, sehr krank, aber jetzt hat dich die Verwandlung wieder gesund werden lassen. Das solltest du ebenfalls nicht vergessen.«

»Es war eine schlimme Krankheit, Sarah. Ich hatte furchtbare Angst, denn ich wurde immer schwächer und müder. Dabei weiß ich nicht einmal, um welche es sich da genau gehandelt hat. Kein Arzt hätte mich vor Schäden retten können.«

»Das weiß ich.« Sie lächelte so, als wäre sie über gewisse Dinge genauestens informiert. Dabei zeichnete sie mit der Zungenspitze ihre schmalen Lippen nach.

Er verstand, ohne zu begreifen, das Mißtrauen allerdings war gesät. »Was meinst du?«

»Ich kenne mich aus, Söhnchen, denn ich habe dafür gesorgt, daß du krank wurdest.«

Daß er wieder zu Kräften gekommen war, bewies er im nächsten Augenblick, als er sich ruckartig aufsetzte. Sein Blick nahm eine gewisse Starrheit an, die Lippen bildeten einen Strich, und er sah aus, als würde er jeden Moment sein Bett verlassen. »Du?« keuchte er.

Sie schob eine Hand vor. »Nun beruhige dich mal, mein Freund. Keine Aufregung, bitte.«

»Aber das ist nicht wahr…«

Sarah nickte auf dem Bettrand hockend. Dabei bewegte sie sehr langsam den Kopf. »Es ist alles so, wie ich es dir gesagt habe, Söhnchen. Du weißt vielleicht, daß ich etwas Besonderes bin. Ich gehöre zu den Menschen, die viel wissen, obwohl sie in diesem Hause nur eine untergeordnete Stelle eingenommen haben. Doch ich habe lernen können, ich mußte einfach lernen, und ich will dir ehrlich sagen, daß ich mich in den Dingen auskenne, die man als Hexerei bezeichnet. Ich habe deine Mahlzeiten präpariert. Es gibt gewisse Kräuter, die man nur dem Essen zugeben muß, um einen Menschen

beeinflussen zu können.«
»Das hast du getan?«
»So ist es.«
Es sah aus, als wollte Nathan vor der Person zurückweichen, nur konnte er das nicht.
»Sei ruhig«, sagte sie. »Sei ganz ruhig. Ich habe es nicht grundlos getan, Söhnchen. Es geschah alles zu deinem Besten, das darfst du nicht vergessen.«
Er lachte auf. »Zu meinem Besten? Ich…«
»Bist du noch schwach?« fiel sie ihm ins Wort.
»Nein.«
»Na bitte.«
»Aber ich kann nicht…«
»Du wirst aufstehen und ein anderer sein. Du bist schon ein anderer, Söhnchen.«
»Ich bin… ich bin zweigeteilt. Ich habe meine Seele verloren, Sarah. Das weiß ich genau. Ich fühle mich gesund, aber nicht gut. Etwas fehlt, das den Menschen ausmacht.«
»Du wirst dich daran gewöhnen.«
»Nein, nein. Ich habe es schon einmal erlebt, aber anders, denn da schlief ich.«
»Na bitte.«
Er sprach ins Leere. »Mein Körper ist verlassen worden, ich fühle mich verlassen.« Die ausgestreckte Hand der Frau übersah er bewußt. Sein Blick glitt an ihr vorbei in Richtung Tür. »Ich möchte gehen.«
»Das sollst du auch.«
»Dann muß ich zu meinem Vater. Er weiß von allem nichts. Ich möchte ihn aufklären.«
»Nein!« Knallhart hatte sie die Antwort gegeben. »Du wirst nicht zu deinem Vater gehen.«
»Weshalb denn nicht?«
»Ganz einfach. Weil dein Vater es nicht begreifen würde.«
»Aber er kennt die Kabbala ebenfalls. Er ist eingeweiht in ihre Geheimnisse.«
»Später, Söhnchen, später kannst du alles tun, was du willst. Vorerst jedoch bleiben wir zusammen.«
Nathan wagte nicht zu widersprechen. Obwohl er sich fit fühlte, spürte er, daß die Person auf seinem Bettrand Macht über ihn besaß.
Sie brauchte nichts zu tun, einfach nur dazusitzen und zu warten und ihn dabei anzuschauen.
Nathan las in den Augen der Frau wie in einem aufgeschlagenen Buch. Worte waren überflüssig, er wußte auch so, was zu tun war und schwang seine Beine aus dem Bett.
Nach Wochen zum erstenmal aufstehen. Das konnte nicht gutgehen,

die Muskulatur war geschwächt, er hätte hinfallen müssen, was aber nicht geschah. Seltsamerweise fühlte er sich ausgeruht und kräftig, als er neben dem Bett stehenblieb, sich das Haar aus der Stirn strich und sein Blick am Nachthemd entlangglitt, das er plötzlich haßte, weil es ihm wie ein Totenhemd vorkam.

Wieder faßte Sarah nach seiner Hand. Sie war viel kleiner als er, und sie zog ihn quer durch das Zimmer auf einen Schrank zu, wo seine Kleidung hing.

»Du wirst dich umziehen, Söhnchen, so kannst du nicht nach draußen gehen. Wir beide ziehen uns für eine kleine Weile zurück. Später wirst du dann mit deinem Vater Kontakt aufnehmen können. Bis zu diesem Zeitpunkt allerdings bleibst du bei mir.«

Er nickte zweimal und wunderte sich abermals, daß ihn kein Schwindel überkam.

Sarah schaute zu, wie er sich umzog. Dann drehte er sich um. »Eigentlich können wir gehen, Sarah…«

Sie lächelte ihm zu. »Ich wüßte nicht, was dem noch im Wege stehen sollte. Komm, Söhnchen…«

»Und wohin gehen wir?«

»Vielleicht zu Toten«, erwiderte sie…

***

Meine Güte, ich fühlte mich vielleicht schlecht. Es war ein elendiges Gefühl, das mich überkommen hatte, als ich wieder die Augen aufschlug. Ich konnte auch nicht sagen, wie lange ich in dieser tiefen Bewußtlosigkeit gelegen hatte, jedenfalls spielte mein Magen verrückt, als ich auf den Füßen stand.

Mich auf den Beinen zu halten, fiel mir schwer. Fast hatte ich den Eindruck, als würde mir der Boden entgegenschweben. Ein welliges Meer, das mich zu verschlingen drohte. Wieder kippte ich nach vorn und schaffte noch soeben, mich mit den ausgestreckten Händen auf der Platte des Schreibtisches abzustützen.

Auch er verwandelte sich in ein Meer aus Farben und Wellen, wo alles ineinanderlief. Wenn ich atmete, hörte ich nur ein scharfes Keuchen. Der Schweiß war mir aus allen Poren gebrochen, die Übelkeit blieb. Ich ließ mich auf den Stuhl fallen, streckte die Beine aus und atmete langsam ein und aus.

Sich nur vorsichtig bewegen, so hieß die Devise. Nichts überstürzen, immer ruhig sein und bleiben. Nur keine überhastete Bewegung, sie hätte fatal werden können.

Mein Blick, noch immer getrübt, glitt über den Schreibtisch hinweg, wo ich einen Gegenstand sah, der bauchig in die Höhe ragte.

Er besaß die Form einer Flasche.

Da kehrte die Erinnerung zurück!

Die Flasche, der Wein, der köstlich und doch präpariert gewesen war. Ein Teufelszeug hatte man uns zu trinken gegeben. Mir und dem Rabbi!

Rabbi?

Natürlich, er hatte mich herbestellt, ich hatte mit ihm geredet, ich hatte mich mit seinem todkranken Sohn beschäftigt und ihm das Kreuz in die Faust gedrückt. Der Vater war glücklich gewesen, denn er ging davon aus, daß Nathan die Krankheit nun überstanden hatte. Und jetzt lag der Rabbi ebenso danieder, wie ich gelegen hatte.

Wir waren beide reingelegt worden, und zwar von der selben Person. Die ältere Frau, die sich um den Haushalt kümmerte, hatte die bereits geöffnete Flasche gebracht. Nur sie konnte den Wein präpariert haben, jemand anderer kam meinem Gefühl nach nicht in Frage.

Gern hätte ich dieser Person die entsprechenden Fragen gestellt.

Bei meiner Schwäche war das nicht möglich. Ich mußte froh sein, wenn man mich in Ruhe ließ.

Die Übelkeit ließ sich nicht verdrängen. Wie ich es schaffte, den Weg nach draußen zu finden, war mir ein kleines Rätsel. Dort jedenfalls übergab ich mich, lehnte danach schwitzend und vornübergebeugt an der Hauswand, holte würgend und keuchend Luft, wobei es mir allerdings besser ging als nach meinem Erwachen.

In dieser vorgebeugten Haltung blieb ich zunächst stehen, um selbst Ruhe zu finden.

Da ich mich im Freien aufhielt, war kaum zu spüren. Im Gegenteil, ich hatte den Eindruck bekommen, in einem Treibhaus zu stecken, so schwülheiß war es.

Einfach furchtbar, denn es gab keinen trockenen Faden an meinem Körper. Der Schweiß hatte alles durchtränkt.

Mein Blick fiel gegen den Himmel. Hinter dem Geäst der Bäume zeichnete er sich ab.

In der zweiten Junihälfte sind die Nächte sehr kurz, die Tage entsprechend länger. Auch jetzt hatte sich die Dunkelheit noch nicht über das Land gelegt. Zwar war die Sonne verschwunden, finster würde es erst in einer Stunde werden.

Treibhaus und Dampfbad hüllten mich ein. Überall stiegen die Dunstschwaden in die Höhe, bildeten grauweiße Schleier und verteilten sich wie ein helles Gespinst in der Umgebung der Mauer. Sie krochen auch über die Pflanzen hinweg oder durch die Lücken zwischen dem naß schimmernden Blattwerk.

Ich dachte an den Rabbi, dessen Sohn und die weiteren Vorfälle.

Hier draußen konnte und wollte ich nicht länger bleiben. Ich mußte in das Haus und dort nachforschen, wie es dem Rabbi ergangen war. Besonders interessierte mich auch das Schicksal seines Sohnes, obgleich ich bei ihm starke Bedenken besaß. Bei mir wuchsen die

Vorwürfe darüber, möglicherweise etwas falsch gemacht zu haben.

Im Haus trocknete der Schweiß sehr schnell. Die Wärme drang nicht so rasch durch die dicke Mauer, so hielt sich die Kühle innerhalb der Wände länger.

Den Rabbi fand ich nicht. Als ich sein Arbeitszimmer erreichte, stand ich als einzige Person darin. Sehr genau schaute ich mich um und entdeckte eine offene Tür.

Bevor ich sie durchschreiten konnte, hörte ich die schleppenden Schritte, die an Lautstärke zunahmen. Dann erschien der Rabbi innerhalb des Rechtecks.

Er sah aus wie ein gebrochener Mann. Sein Blick war ins Leere gerichtet, das Gesicht zeigte eine Farbe wie kaltes Fett, die Augen glänzten fiebrig, und auf der Haut lag der Schweiß wie Lehm.

Er schaute mich an. »Ich bin nicht okay«, sagte er leise. »Sie sind es sicherlich auch nicht.«

»Das stimmt.«

Dann nickte er. »Es tut mir leid, Mr. Sinclair. Es tut mir wirklich leid, aber das habe ich nicht wissen können. Sie… sie ist schon lange bei uns, aber sie hat mich all die Jahre über stark getäuscht, und zwar so gut, daß ich nichts gemerkt habe. Ein Wahnsinn ist das! Sie wissen, von wem ich rede?«

»Sarah, nicht?«

»Genau. Es ist mir einfach unbegreiflich geblieben, wie sie sich dermaßen ändern konnte. Meine Familie und ich haben ihr keinen Grund gegeben. Wir behandelten sie immer wie ein Mitglied der Familie, besonders stark nach dem Tod meiner Frau, wenn Sie verstehen?«

»Natürlich.«

Er drückte die Hände gegen seinen Magen. »Himmel, so übel ist es noch nie gewesen. Jedenfalls kann ich mich daran nicht erinnern. Wie dem auch sei – habe ich verloren?«

»Vielleicht eine Schlacht.«

Er winkte mir entgegen, ich ging auf ihn zu, weil ich befürchtete, daß er fallen würde. So stützte ich ihn ab und brachte ihn zu seinem Schreibtisch, wo er sich auf den Stuhl setzte, etwas Wasser trank und die Weinflasche mit einem bösen Blick bedachte. »Sie hätte uns töten können«, flüsterte er, »ein anderes Gift, und es hätte uns nicht mehr gegeben. Das ist schrecklich.«

»Aber was ist der Grund?«

»Ich wüßte keinen.«

»Vielleicht geht es im Endeffekt um Ihren Sohn, Rabbi.«

Er drehte den Kopf, weil er mich ansehen wollte. »Mr. Sinclair, daran habe ich ebenfalls gedacht, nur traute ich mich nicht, bei ihm nachzuschauen. Mein Gefühl sagt mir, daß etwas mit ihm geschehen

sein muß. Da können Sie lachen, abwinken oder nicht, aber da ist etwas vorhanden, finde ich.«

»Wir wollen gemeinsam hingehen.«

»Ja.« Er stemmte sich hoch. Mir ging es besser, die Übelkeit drückte nicht mehr so stark, deshalb konnte ich ihn auch unterstützen, als er aufstand.

Schwankend stand er da, die Lippen verzogen, scharf Luft holend, sich dann umdrehend.

Ich führte ihn. Seine Schritte waren schleppend. Er weinte plötzlich, als wir die Tür zum Zimmer seines Sohnes erreicht hatten. »Es wird schlimm werden«, erklärte er mir. »Sehr schlimm.«

»Lassen Sie uns nachschauen.«

Er hielt mich fest, bevor ich die Tür aufdrücken konnte. »Nathan besitzt das Zeichen, Mr. Sinclair. Er wird nicht mehr so sein wie früher, glauben Sie mir.«

»Wie dann?«

»Ich weiß es nicht, fürchte mich jedoch vor einer Aufklärung. Aber bitte, gehen wir.«

Ich drückte die Tür nach innen. Mein erster Blick erreichte das Bett. Das Laken war zurückgeschlagen, wie bei jedem Menschen, der sich aus den Federn quälte.

»Nicht da!« ächzte der Rabbi. »Er ist nicht mehr da. Er konnte gehen, er ist weg.«

Ich schwieg, weil der Rabbi den Schock überwinden mußte. Er taumelte an mir vorbei in das Zimmer hinein und ließ sich auf das Bett fallen, wo er liegenblieb und schluchzte.

Auch ich betrat den Raum und stoppte meine Schritte am Kleiderschrank, dessen Türen offenstanden. Ich konnte erkennen, daß dem Schrank Kleidung entnommen worden war. Nathan hatte sich also angezogen und war verschwunden.

Allein?

Noch immer etwas wacklig ging ich durch das Zimmer und suchte nach Spuren, die auf eine zweite Person hingedeutet hätten. Die allerdings gab es nicht. Wenn Sarah bei ihm gewesen war, hatte sie es geschickt verstanden, die Spuren zu verschleiern.

Ich kehrte zu dem Rabbi zurück. Er wirkte wie ein gebrochener Mann, als er so müde wirkend auf der Bettkante saß, Tränen in den Augen, den Blick gesenkt.

»Jetzt kann es passieren!« flüsterte er.

»Was kann passieren?«

Der Rabbi redete, ohne mich anzuschauen. »Es geht um ihn, Mr. Sinclair. Er ist nicht mehr der gleiche wie früher. Sie haben ihn durch das Kreuz verändert, was ich wollte. Er wird seinen eigenen Weg gehen wollen, wobei ich nicht weiß, wohin er führt.«

»Haben Sie denn einen Verdacht?«

»Es kann für ihn ein Weg in den Tod werden.«

Das wollte ich ihm nicht abkaufen. »Wieso in den Tod? Wenn er das Zeichen des Erzengels Michael besitzt, braucht es kein Weg in den Tod werden, meine ich.«

Fast scheu schaute er mich an. »Ich habe versucht, ihm eine neue Existenz zu geben, aber Engel und Dämonen leben zu nahe beieinander. Es besteht bei mir die Angst, daß ich ihn zerrissen habe, begreifen Sie das? Ich habe möglicherweise die Seele von seinem Körper endgültig getrennt, wobei ich das nicht wollte.«

»Sie haben mir davon nichts gesagt.«

»Bewußt nicht, weil ich Sie nicht beeinflussen wollte. Nichts ist perfekt, Mr. Sinclair, auch nicht die Mystik der Kabbala. Es gibt immer Dinge, die man nicht erfassen kann.« Er hob die Schultern. »Ich habe zu hoch gespielt, denn der Verräter saß in meinem Haus.«

»Sie meinen, die Verräterin.«

»Natürlich. Eine Frau, der ich vertraut habe und die mein Vertrauen enttäuscht hat.«

»Ich glaube nicht, daß wir sie noch in Ihrem Haus finden werden. Sie ist gegangen.«

»Ja, und mit ihm.«

Ich atmete tief durch. Was sollte ich tun? Bei dem Rabbi bleiben und warten?

Nein, das hatte keinen Sinn. Ich legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach erst, als er den Kopf drehte. »Nehmen Sie es mir bitte nicht übel, aber ich werde Sie verlassen.«

»Ja, das hatte ich mir gedacht.«

»Sollte sich irgend etwas ändern, dann rufen Sie mich bitte an. Ich werde so schnell wie möglich bei Ihnen sein, Mr. Jehuda. Abgemacht?«

Er nickte. Bevor ich ging, sagte er mir noch etwas. »Auch meine Frau ist auf eine lange, schlimme Art und Weise ums Leben gekommen. Sie siechte dahin. Allmählich bin ich davon überzeugt, daß Sarah ebenfalls dahintersteckt.«

Er erntete von mir keinen Widerspruch. Auf leisen Sohlen verließ ich ihn.

Im Haus herrschte eine bedrückende Stille. Nicht einmal das Knarren eines alten Holzstücks war zu hören. Ich fühlte mich nicht wohl, weil ich einfach den Eindruck nicht loswurde, daß sich einiges zusammenballte und zuschlagen konnte.

Draußen war es dunkler geworden. Die Schwüle lastete wie ein Druck auf der Umgebung. Wenn ich Luft holte, trank ich Wasser.

Der schlechte Geschmack in meinem Mund wollte einfach nicht verschwinden.

Ich setzte mich in den Rover und startete. Vor dem Haus konnte ich wenden, dann fuhr ich den Weg langsam zurück, und ich hatte ein verdammt schlechtes Gefühl dabei…

***

Nicht weit von der Synagoge entfernt lag der alte Friedhof, auf dem die Mitglieder der Gemeinde nach ihrem Tod begraben wurden. Es war ein einsames, ein trauriges Stück Land, etwas abseits, nicht sofort erkennbar und von mächtigen Bäumen umgeben, die dichtes Laub zeigten, das den Friedhof wie ein grüner Himmel überdeckte.

Die Wege wirkten ungepflegt. Sie waren mit Gras bewachsen, das durch die Nässe rutschig geworden war. Auch Trauerweiden wuchsen auf dem Gelände. Sie paßten mit ihren langen, dünnen, nach unten hängenden Zweigen genau in die düstere Stimmung, wo die Feuchtigkeit des letzten Gewitterregens als Nebeltücher über die Grabsteine hinwegwehte oder sich zwischen die Bäume geklemmt hatte.

Es war ein Ort der Stille, der Besinnung. Die Gräber wirkten gepflegt. Sehr oft kamen die Menschen auf den Friedhof, um ihre Verstorbenen zu besuchen und für sie zu beten.

Er lag im Schutz der hohen Synagoge, die ihn stets im Blickfeld behielt. Wenn sich der Tag verabschiedet hatte und der Schatten der jüdischen Kirche länger wurde, regte sich nichts mehr auf dem Gelände. Da lag das Schweigen über ihm wie eine dichte Wand. Hin und wieder huschte ein Tier über die Gräber hinweg, kletterte ein Eichhörnchen die Stämme hoch, um im Geäst zu verschwinden.

Sarah und Nathan hatten den Friedhof erreicht. Vor dem kleinen, fast zugewachsenen Tor blieben sie stehen. Nathan trug jetzt eine dunkle Hose und ein einfaches hellblaues Hemd. »Was sollen wir hier?« fragte er zum wiederholten Mal.

»Ich will dich zu den Toten bringen.«

»Ich will nicht auf den Friedhof.«

»Das brauchst du auch nicht. Wir überqueren ihn nur und werden in die Gruft gehen.«

Nathans Augen nahmen einen starren Blick an. »In… in die Gruft?« wiederholte er.

»Ja.«

»Aber sie gehört den Rabbis. Ich… ich darf nicht hinein. Dort werden sie beerdigt.«

Sarah winkte ab. »Nimm das nicht so tragisch, mein Junge. Du brauchst keine Bedenken zu haben, da du längst zu einem anderen geworden bist. Nur äußerlich gleichst du noch dem Nathan, den alle kennen. Im Innern jedoch hast du dich gewandelt. Du brauchst nur auf deinen Handballen zu schauen, um erkennen zu können…«

»Ich fühle mich nicht so.«

»Das mußt du, Nathan. Du bist zu einem Engel geworden. Ein Engel, der auch körperlich vorhanden ist. Du wirst den Weg gehen, der dir vorgezeichnet ist, denn alle Schwierigkeiten habe ich schon aus dem Weg geräumt.«

Er schaute sie skeptisch an. Sarah war kleiner als er. Sie ging etwas krumm. In ihrer dunklen, altmodischen Kleidung wirkte sie fast wie eine Hexe. Auch die Finger besaßen etwas Hexenhaftes. Sie waren lang und spitz die Nägel, das spürte auch Nathan, als sie ihre Hand in die seine schob.

»Komm nur weiter, Söhnchen. Du solltest erkennen können, wie gut du bist.«

Das Tor öffnete sie durch einen Druck ihrer freien Hand. Dann zog sie Nathan auf den Friedhof.

Über ihnen veränderte sich der Himmel und nahm allmählich eine graue Farbe an. Die Luft drückte, Wind wehte so gut wie nicht. Die Umgebung stand auf dem Friedhof so still wie ein Gemälde. Er erinnerte Nathan an einen steinernen Garten, wo sich nichts regte.

Die mächtigen Grabsteine grüßten sie stumm und trotzdem lockend, als wollten sie sagen: Keine Sorge, ihr werdet auch noch unter dieser Erde liegen.

Nathan bekam eine Gänsehaut. Er hatte den alten Friedhof nie so recht gemocht, sich aber während seiner langen Krankheit schon fast damit abgefunden, daß er sehr schnell auf diesem Gelände landen würde. Er hielt den Kopf gesenkt, den Blick gegen seine Fußspitzen gerichtet. Der Dunst blieb, er strich durch die Gesichter der beiden einsamen Menschen. Die Haut der Sarah zeigte ein tiefes Muster aus Falten, aber ihre Augen sahen weder müde noch alt aus.

Sie blickten hart, diese Frau wußte genau, was sie tat. Nicht weit von der Synagoge entfernt, wuchs eine verfilzte Hecke mannshoch.

Da gab es kein Durchkommen.

Genau dort, wo sie aufhörte, stand die Gruft.

Ein kleines Mausoleum, errichtet aus hellen Steinen, die im Lauf der langen Jahre grau und moosig geworden waren. Ein Gittertor verwehrte den Zutritt.

Vor dem Tor blieben sie stehen. »Du weißt, wer in dieser Gruft begraben liegt?« fragte die Frau.

Nathan nickte. »Die Rabbis.«

»Zu ihnen wollen wir.«

»Warum?«

Sie lachte leise. »Mein lieber Freund, du bist jetzt ein anderer geworden und hast wahrscheinlich die Chance, mit den Toten sprechen zu können. Durch deine Verwandlung wird es dir gelingen, mit dem Jenseits Kontakt aufzunehmen. Der Tod kann dich nicht mehr

schrecken, denn du wirst in der Lage sein, als neuer Anführer heranzuwachsen.« Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, um ihm ins Ohr flüstern zu können. »Mir blieb ein Kind versagt, aber ich habe mir vorgenommen, dich sehr mächtig zu machen, damit du dich von den anderen abhebst und über den eigentlichen Dingen stehst. Viele werden dich beneiden, viele werden vor dir auf die Knie fallen und es nicht fassen können, daß ein Mensch wie du mit einer derartigen Macht ausgerüstet ist. Aber darüber schaust du hinweg. Als Engel aus dem Reich der Toten trittst du an sie heran und wirst sie auf deine Seite ziehen.«

»Weshalb denn auf meine?«

»Weil du es bist, der die alten Mythen der Kabbala wieder zum Leben erweckt. Man hat sie verstoßen, man hat sie nicht mehr für ernst genommen, die Menschen sind schrecklich geworden. Für viele gelten die Gesetze nicht, aber sie haben sich geirrt, wenn sie erst ihren neuen Anführer erleben, der seine Gebote mit Worten und dem Schwert unter sie bringen wird.«

Nathan hatte die Sätze genau verstanden, allein, sie tropften bei ihm ab. Er konnte sich nicht auf die für ihn unverständliche Zukunft konzentrieren, die Gegenwart war wichtiger.

Sie hieß, daß sie noch vor der Gruft standen und auf das verschlossene Gittertor starrten. Er wagte einen letzten Versuch und wußte, daß er sich lächerlich vorkam. »Ich kann es nicht öffnen«, sagte er leise. »Ich würde mich auch hüten.«

Wieder verschwand die Hand der Frau in der Rocktasche. Sie holte den Schlüssel hervor, der genau in das Schloß paßte. Es hatte zwar Rost angesetzt, auch der Schlüssel war nicht gerade blank, aber Sarah bekam durch die Drehungen die Tür auf.

Das Knarren der verrosteten Angeln hörte sich an wie ein krächzender Ruf aus dem Grab, und Nathan zog den Kopf ein, wobei sich die Haut auf seinem Hals spannte und ein Kribbeln über sie hinweg bis hin zum Rücken rann.

»Es ist offen!« flüsterte Sarah, stieß es noch tiefer nach innen und in den vorn geöffneten Grabausbau hinein.

An der gegenüberliegenden Steinwand fiel der Blick auf einen dort eingravierten sechseckigen Leuchter, über dem ein Davidstern mit einem strahlenden Kranz umgeben war.

»Geh, Söhnchen, geh nur vor.« Die alte Sarah drückte gegen den Rücken des jüngeren Mannes.

Nur zögernd setzte er seine Schritte. Vor diesem Grab hatte er stets eine gewisse Ehrfurcht gespürt, gepaart mit einem unguten Gefühl der Angst, wobei auch jetzt beides seinen Magen umklammerte. Aus diesem Grunde ging er auch so langsam.

Die Toten selbst lagen tief in der Erde. Eine Steinplatte verdeckte das

eigentliche Grab. Sie besaß einen Ring aus Eisen, der angehoben werden mußte.

Als Hilfsmittel diente ein Flaschenzug, an dessen Ende ein Fleischerhaken angebracht worden war, doch dieser Flaschenzug mußte erst geholt werden. Sarah kümmerte sich darum aber nicht.

Auf ihrem Mund lag ein wissendes Lächeln, als sie gegen den Rücken ihres Schützlings schaute.

Nathan wandte sich um. Sein Gesicht zeigte einen verlegen-hilflosen Ausdruck. »Wir werden die Platte nicht anheben können, Sarah. Unsere Kraft reicht nicht.«

»Unsere nicht – deine!«

»Wie… wieso?«

»Dreh dich wieder um, Söhnchen, und schaue genau auf den Davidstern an der Wand. Er wird dir die Antwort geben, wenn du dich auf ihn konzentrierst. Du mußt immer daran denken, daß du ein neues Leben begonnen hast. Du bist nicht mehr der alte Nathan Jehuda, du bist jetzt ein neuer Mensch geworden, in dessen Leib die Seele des Erzengels Michael ihren Platz gefunden hat.«

»Das… das verstehe ich nicht.«

»Nimm meinen Ratschlag an.«

Nathan nickte. Er konzentrierte sich tatsächlich auf den Davidstern und wunderte sich darüber, wie scharf er seine Gedanken dabei bündeln konnte.

Der Stern veränderte sich nicht in seiner Form, allerdings in der Farbe.

Er leuchtete auf!

Es war ein wunderbares Strahlen. Nicht golden, nicht rot, eine Mischung aus beiden Farben, die innerhalb des winzigen Mausoleums alles veränderten.

Kräfte waren freigeworden, die zurück auf den Veränderten reflektierten.

Sein Ziel war die schwere Steinplatte.

Man hätte sie normalerweise mit einem Hilfsmittel anheben müssen. Nathan schaffte es allein durch seine geistigen Kräfte. Und Sarah schrak zusammen, als sie das Knarren hörte, mit der sich die Platte innerhalb der Öffnung bewegte.

Zuerst durchlief sie ein Zittern, das nicht blieb, denn die Kräfte konzentrierten sich jetzt auf die gesamte Platte und schafften es, sie aus dem Gefüge zu heben.

Sie schwebte hoch…

Da konnten die beiden nur staunen. Selbst Nathan, dem dies zu verdanken war, bekam seinen Mund kaum zu. Er stand auf dem Fleck mit kreisrunden Augen, saugte durch die Nase die Luft ein und freute sich darüber, wie es ihm als Neugeborenen oder Veränderten gelang,

die Materie durch rein geistige Kraft zu bewegen.

»Da siehst du, wozu du in der Lage bist«, flüsterte ihm Sarah zu.

»Da siehst du es…«

»Ja…« Er sprach das erste Wort noch stockend und mit einer Stimme aus, die fremd klang. Dann änderte sich die Tonlage. Fast jubelnd rief er die nächsten Sätze. »Ja, ich habe es geschafft. Die Materie gehorcht mir. Ich bin ihr Herr.«

»Endlich hast du es begriffen, Söhnchen.«

Nathan nickte. Er verfolgte die Platte mit seinen Blicken und sah, wie sie zur Seite schwang.

Das schwere Rechteck ließ sich wunderbar dirigieren. Sehr sachte ließ er es an einer freien Stelle des Grabs zu Boden gleiten, wo sie fast ohne ein kratzendes Geräusch zu verursachen, aufsetzte.

»Das war der erste Teil, Söhnchen. Du hast dich vortrefflich gehalten.«

»Wie geht es weiter?«

»Schau in die Gruft.«

In die hinein führte eine schmale Treppe aus Stein, die allerdings nicht im Dunklen verschwand, weil der flackernde Schein einer Kerze über die Stufen hinwegglitt.

Es war so etwas wie ein Ewiges Licht, das ständig in der dunklen Tiefe der Gruft leuchtete.

»Und nun geh hinein, Söhnchen.«

Er zögerte noch. »Was ist dort? Was werde ich dort alles vorfinden? Bitte, gib mir einen Rat.«

»Du wirst die Särge sehen, aber du wirst auch etwas von der gewaltigen Kraft spüren, die in der Tiefe lauert und nur von demjenigen beherrscht werden kann, der die entsprechende Macht besitzt.«

»Gut.« Er nickte. »Ich werde gehen. Ich steige in die Tiefe und schaue mir die Särge an.«

»Nicht nur die Särge, Söhnchen.« Während dieser Antwort spürte er den Druck der Hand auf seiner Schulter.

»Wieso nicht?«

»Geh bitte…«

Nathan ließ sich nicht zweimal bitten. Sehr vorsichtig setzte er seinen Fuß auf die erste Stufe. Er wollte nicht noch ausrutschen. So tauchte er hinein in das vom fahlen Licht erzeugte Dämmer, das sich wie Schatten an den Wänden abgesetzt hatte und sich im Hintergrund der Gruft verlor, wo sie schmaler wurde, praktisch einen Gang bildete, dessen Abschluß ein bogenförmiges kleines Gitterfenster bildete, durch das ungewöhnliche Strahlen fielen.

Sie wirkten hell, geisterhaft und gar nicht mal gebündelt, wie es bei normalen Licht der Fall war.

Für die drei in der Gruft stehenden Särge hatte er keinen Blick. Er schaute nur auf das geheimnisvolle Fenster und hörte hinter sich die Schritte der alten Sarah, die ebenfalls die Treppe nahm.

Neben ihm blieb sie stehen: Sie sprach nicht, doch sie beobachtete Nathan genau.

»Was ist das?« hauchte er.

Er hörte vor der Antwort ein leises Lachen. »Das kann ich dir sagen, Söhnchen. Es ist das Tor zum Jenseits, in die Welt der Toten. Du hast es geöffnet. Ich wußte, daß du es durch dein neues Leben schaffen konntest.« Sie stöhnte auf. »Endlich ist das alles in Erfüllung gegangen, was ich mir in meinem Leben erhoffte.«

Er hob die Schultern. »Aber das begreife ich nicht. Wieso das Tor zum Jenseits?«

»Die Welt der Toten, Söhnchen, oder nur ein kleiner Ausschnitt von ihr. Gehe näher an sie heran, konzentriere dich und strecke deine gezeichnete Hand vor.«

»Was geschieht dann?«

Sarah kicherte. »Bisher hat alles wunderbar geklappt. Du wirst schon sehen, was geschieht.«

Nathan war den Weg bisher gegangen, er dachte nicht mehr an eine Umkehr und wollte alles erfahren.

Deshalb hob er den Arm an und streckte ihn aus, drehte gleichzeitig die Hand, so daß sein M auf dem Handballen direkt gegen das Fenster wies.

Zuerst geschah nichts.

Einen Augenblick später glühte das Zeichen rot auf. Und innerhalb des Lichts entstand die Welt der Toten…

***

Er sagte nichts, er stand da und hatte große Augen bekommen, weil er es nicht fassen konnte. Zudem hätte sein Handgelenk schmerzen müssen, weil das M aussah, als würde es brennen.

Nicht einmal ein leichtes Ziehen durchzog die Haut. Es war ein magisches Phänomen, das eine Brücke zwischen der normalen Welt und dem Jenseits gebildet hatte.

Sie kamen aus dem Licht.

Zunächst noch weit im Hintergrund, als wären sie Millionen von Meilen entfernt und hätten dort den Ruf erreicht. Doch sie näherten sich schnell, diese Gebilde, die aussahen wie Knäuel oder Bälle und letztendlich keins von beiden waren.

Gesichter tauchten auf…

Nathan stand starr auf dem Fleck. Die Gesichter waren ihm bekannt, besonders das erste, denn es gehörte seiner Mutter. Auf ihm lag ein fast überirdisches Leuchten, als hätte sie in das Paradies geschaut und

würde noch mit der Erinnerung daran leben.

Wunderschön…

Nathan bewegte die Lippen. Er wollte den Namen seiner Mutter aussprechen, was er nicht schaffte, die Szene hielt ihn einfach zu stark unter Kontrolle.

Er atmete nur durch die Nase. Dunstfetzen waren in die Gruft geweht und hatten sich auch über die Öffnung gelegt, bevor Teile von ihnen den Weg in die Tiefe fanden.

Das Gesicht der Rachel Jehuda blieb im Licht, ohne näher zu kommen.

Dafür bewegten sich die Gesichter, die das seiner Mutter auf dem Weg begleitet hatten.

Sie erinnerten Nathan an geisterhafte Totenmasken, obwohl sie einen bestimmten Ausdruck besaßen, der ihm bekannt vorkam. Jedes einzelne Gesicht erkannte er.

Sein Mund öffnete sich. Er wollte die Namen aussprechen, das schaffte er nur gedanklich.

Frauengesichter schwebten inmitten des Scheins. Sie waren so blaß, daß sie kaum hervorstachen, und sie waren jung.

Er kannte jeden.

Kay, Marion, Esther…

Die Namen wirbelten durch seinen Kopf. Und er dachte auch daran, daß all die Personen plötzlich aus seinem Leben verschwunden waren. Von einem Tag zum anderen hatten ihn die Mädchen verlassen, die einmal seine Freundinnen gewesen waren.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Sarah ihrem »Söhnchen« die Chance gegeben, nachzudenken und sich über die veränderte Lage klar zu werden. Nun griff sie ein.

»Erkennst du sie wieder, Söhnchen?«

»Ja – natürlich.«

»Ich könnte dir die Namen auch aufzählen. Sie sind mal bei uns ein- und ausgegangen.«

»Dann verschwanden sie.«

Er hörte ihr Kichern, ahnte das Schreckliche, wollte es aber nicht glauben und hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten, was er leider auch nicht schaffte. So mußte er die gesamte, grausame Wahrheit erfahren, die ihm Sarah unterschob.

»Ich habe dafür gesorgt, Söhnchen, daß sie dich in deiner Entwicklung nicht störten. Ja, sie verschwanden, aber sie verschwanden auf eine Art und Weise, daß sie nicht wiederkamen. Ich habe sie getötet, nach einem uralten mystischen Ritual. Es mußte sein, denn ich wollte dich nur für mich haben, Söhnchen, verstehst du?«

Er verstand nichts. Er wußte nur, daß er in dieser Grabkammer stand, ein anderer geworden und dennoch so schrecklich hilflos war.

Die Fäden zog eine andere – Sarah…

***

London dampfte!

Es war kein Nebel wie im Herbst, der schwer auf die Stadt niederfiel. Dieser Dunst stieg von den Straßen hoch, er stieg schemengleich aus den Gullies, um sich wie ein helles Gespinst auf den Fahrbahnen niederzulegen und die Häuser zu umweben.

Er kroch in Ritzen, Spalten und Lücken, er füllte alles aus und saugte die Leuchtkraft der Lichter auf wie ein Schwamm. Der Himmel war sehr düster geworden. Nicht einmal eine fahle, sommerliche Nachtblässe schimmerte durch Lücken.

Ich dachte an den Fall und fragte mich, ob ich richtig gehandelt hatte, als ich den Rabbi verließ. Er war schmerzerfüllt gewesen, für ihn war zudem eine Welt zusammengebrochen. Er trauerte um seinen Sohn, wobei fraglich war, ob er ihn je wiedersehen würde.

Sollte ich umkehren?

Ich kämpfte mit mir selbst. Die Folgen des »Schlafmittels« hatte ich recht gut überwunden. Zwar war ich nicht hundertprozentig fit, aber schlecht ging es mir auch nicht. Zudem verspürte ich Hunger, was ein gutes Zeichen war.

Restaurants gibt es zahlreiche in London. Die Zeit, großartig essen zu gehen, wollte ich mir nicht nehmen, deshalb steuerte ich einen der Fast-Food-Läden an, wo eine weltumspannende Firma durch ihre Hamburger berühmt geworden war.

Der Laden war zur Hälfte belegt. Meist junge Leute bevölkerten ihn. Eine Mischung aus Poppern, Punks und Rockern. Sie hockten friedlich zusammen, auch wenn sie hin und wieder lauter waren.

Viele von ihnen sahen aus wie bunte Paradiesvögel, mit ihren gelackten und gegelten Haaren oder den besprayten Jacken.

Ich entschied mich für einen Hamburger und nahm dazu einen großen Kaffee.

In der ruhigen Nichtraucherecke nahm ich Platz, aß, trank und dachte über den Fall nach.

Von meiner Wohnung aus gesehen lebte der Rabbi ziemlich weit entfernt. Wenn er tatsächlich Hilfe brauchte, würde es eine Weile dauern, bis ich ihn erreichte.

Das wiederum paßte mir nicht. Diese schwüle Nacht stand erst am Beginn, sie war noch lang, und in den Stunden konnte viel, sogar sehr viel passieren.

Ich stopfte den letzten Rest des Hamburgers in den Mund und knüllte das Fettpapier zusammen. Von meinen Fingern leckte ich noch Ketchup-Reste weg, stand auf und brachte das Tablett weg.

Fuhr ich zurück oder nicht?

An der Tür erwischte es mich. Ich wußte nicht, ob der Schrei gehört worden war, jedenfalls konnte ich ihn nicht zurückhalten, zu plötzlich war der Schmerz über mich gekommen. Er hatte mich gepackt wie ein Lanzenstich, blieb erst auf einer bestimmten Stelle dicht unter dem Hals und wanderte schließlich weit über die Länge des Kreuzes hinweg.

Mit langen Schritten erreichte ich den Wagen, an den ich mich lehnte und das Kreuz hervorholte.

Mit einer Täuschung hatte ich sowieso nicht gerechnet. Was mich da gewarnt hatte, war mein Kreuz gewesen. Aber nicht das gesamte Kreuz, sondern nur eine bestimmte Stelle am oberen Rand, wo ein bestimmter Buchstabe eingraviert worden war.

Das M für Michael!

In einem sehr blutigen Rot leuchtete es auf, und das konnte nur einen Grund haben.

Es mußte in einem Kontakt mit derjenigen Person stehen, dessen Identität gewechselt hatte.

Nathan alias Michael!

Genau dieses Brennen war für mich der Beweis, nicht mehr in Richtung Wohnung zu fahren. Im Haus des Rabbi oder in unmittelbarer Nähe ging etwas vor.

Ich mußte mit dem Schlimmsten rechnen, auch mit Lebensgefahr für Nathan Jehuda.

Diesmal schaltete ich das Rotlicht und die Sirene ein, als ich startete. Daß die meisten Gäste im Imbiß aufsprangen, wie von der Tarantel gestochen, sah ich nicht mehr. Da war der Rover bereits schattengleich in den Dunst getaucht…

***

Der Rabbi war in die kleine Küche gegangen. In der rechten Hand hielt er die Flasche mit Wein. Als er sie über dem Waschbecken leerte, schickte er Flüche hinterher.

»Ja, verflucht sollst du sein, du verdammtes Etwas. Ich will, daß du verflucht bist!«

Wie Blut, nur dünner, rann der Wein dem Abfluß entgegen und wurde von ihm verschluckt.

Erst als sich nur noch wenige Tropfen in der Flasche befanden, ließ der Rabbi ab. Er stellte sie weg, schaute aus dem Fenster und sah zum Eingang der Synagoge hinüber, wo das Türlicht automatisch eingeschaltet worden war.

Ein Begriff wie Hoffnung durcheilte seinen Kopf. Sollte er in die Synagoge hineingehen und für seinen Sohn beten? War es vielleicht das, was ihm helfen konnte?

Der Rabbi, der eigentlich immer Ratschläge wußte, nicht nur für

sich, auch für die Mitglieder der Gemeinde, konnte sich zu keinem Entschluß durchringen.

Mit schleppenden Schritten ging er zurück in sein Arbeitszimmer, wo er hinter dem dunklen Schreibtisch seinen Platz fand und ins Leere starrte.

Gern wäre er jetzt nicht allein gewesen. Er dachte an John Sinclair, der ihm nahegelegt hatte, anzurufen, wenn er sich schlecht fühlte oder etwas passierte.

Er wollte mit ihm sprechen.

Lange klingelte es durch, nur hob beim John Sinclair niemand den Hörer ab. Nach zwei weiteren vergeblichen Versuchen fühlte sich der Rabbi einsamer als je zuvor.

Was, in aller Welt, war nur mit seinem Sohn geschehen? Gut, er selbst gab sich einen Großteil der Schuld. Er hatte den Jungen auf eine besondere Art und Weise heilen wollen, was ihm irgendwo auch gelungen war. Nur mußte er dabei etwas übersehen haben.

Nicht ohne Grund war die Mystik der Kabbala über Jahrhunderte hinweg als Geheimlehre angesehen worden. In ihr vermischten sich nicht allein die nicht niedergeschriebenen Worte der Stammväter, auch die anderen orientalischen Magien waren vertreten. Da kam das Positive zum Negativen, das Gute zum Bösen, beides stand zusammen, oftmals nur durch eine hauchdünne Grenze getrennt.

Man sollte sie nicht annehmen, dachte er. Nein, man sollte die Finger davonlassen, das war immer besser. Die Kabbala war ein Mysterium, sie sollte es auch bleiben. In der Theorie ja, aber Finger weg von der Praxis dieser immensen Kraft.

Wie konnte er es wieder gutmachen! Wie seinen Sohn zurückholen, ihm die Seele wiedergeben?

Wenn er es tatsächlich schaffte, war noch immer die Frage, ob er dann überlebte.

Er schloß die Augen, faltete die Hände. Es war am besten und gab ihm vielleicht Kraft und neuen Mut, wenn er es mit einem Gebet versuchte. Möglicherweise bekam er dann die Lösung des Problems.

Schon oft in seinem Leben hatte der Rabbi gebetet, selten so intensiv wie in den folgenden Minuten. Er war völlig versunken, hatte die Umwelt vergessen und konzentrierte sich einzig und allein auf seine geistigen Worte.

Das gelang ihm nicht sehr lange. Der Rabbi zählte zu den Menschen, die über Stunden hinweg beten konnten und dabei in eine Art Trance fielen.

Diesmal war sie sehr schnell beendet. Nach einer Folge der Konzentration wurde diese unterbrochen.

Etwas geschah…

Er wußte nicht, was ihn störte, jedenfalls hob er den Kopf und wollte

dabei die Augen öffnen, als er so etwas wie einen Lufthauch spürte, der durch den Raum glitt.

Ein Hauch – mehr nicht…

Fenster und Türen waren geschlossen. Wo sollte er hergekommen sein? Daß er vorhanden war, daran gab es keinen Zweifel. Seiner Meinung nach mußte es ein Gruß aus dem Geisterreich sein.

Der Rabbi schaute nach vorn – und sah ihn!

Auf seinem Schreibtischstuhl verkrampfte er, als er das helle Etwas erkannte.

Ein Schemen, der sich vom Boden her in die Höhe drehte, dabei nicht bis zur Decke reichte, sondern dort aufhörte, wo er die Größe eines normalen Menschen erreichte.

Ein Geist, aber nicht irgendeiner, sondern der Geist oder die Seele seines Sohnes Nathan!

Der Rabbi stöhnte auf, als er sich darüber klar wurde. Er stierte nach vorn. Im ersten Moment überkam ihn ein schreckliches Gefühl, sein Kopf »platzte«, das Blut rauschte in den Ohren, eine Folge des Schocks und der noch nicht überstandenen Periode der Bewußtlosigkeit.

War es Nathans Seele? Hatte nicht Sinclair auch davon gesprochen, daß der Geist plötzlich neben ihm im Wagen saß. In einer hilflos anmutenden Geste streckte der Mann den Arm über den Schreibtisch hinweg. Es sah so aus, als wollte er den Geist berühren, nur war der zu weit entfernt. Er konnte ihn nicht fassen.

Der weiße Schemen bewegte sich nicht. Ruhig blieb er auf der Stelle stehen, ohne zu zittern. Selbst in seinem Innern vibrierte nichts.

Durch seine sitzende Haltung kam er dem Rabbi noch größer und langgestreckter vor, als er es tatsächlich war.

Rabbi Jehuda bewegte seine Lippen. Mühsam und stockend drangen die Worte hervor. »Wer… wer bist du? Bist du wirklich mein Sohn Nathan? Kannst du Antwort geben?«

Er wartete, er hoffte auf eine Kommunikation, die allerdings nicht erfolgte, das gespenstische helle Wesen zeigte mit keiner Reaktion an, ob es den Rabbi verstanden hatte.

Jehuda hämmerte sich ein, innerlich ruhig zu bleiben. Er durfte alles, nur nicht die Nerven verlieren, deshalb benötigte er einige Sekunden, um sich zu fangen.

»Wenn du«, flüsterte er, »mich verstehst, gib es mir durch ein Zeichen zu erkennen.«

Der weiße Schatten bewegte den Kopf und drehte sich halb um, so daß er schon zur Tür schauen konnte. In seiner Gestik erinnerte er an einen Hund, der seinem Herrn etwas zeigen wollte, sich aber sprachlich nicht ausdrücken konnte.

Der Rabbi hatte begriffen. Die Seele oder der Geist seines Sohnes teilte ihm mit, daß er das Zimmer verlassen sollte. Wahrscheinlich

wollte er ihm etwas zeigen.

Noch saß der Rabbi unbeweglich. Er dachte darüber nach, ob er gehen sollte. Er hatte viel erlebt, sein Vertrauen war erschüttert, und es fiel ihm auch Sarah ein, die ihn so schwer enttäuscht hatte.

Wenn sie und Nathan eine Allianz gegen ihn gebildet hatten, würde er sich kaum wehren können. Aber er mußte etwas tun, weil er Klarheit haben wollte, auch wenn es ihn möglicherweise sein eigenes Leben kostete.

Seltsam, der Gedanke daran erschreckte ihn nicht einmal.

Beim Aufstehen warf der Rabbi einen letzten, bedauernden Blick auf das dunkle Telefon. Die ersten Schritte ging er zitternd. Er schob sich seitlich an seinem Schreibtisch vorbei, stets darauf bedacht, den Geistkörper nicht aus den Augen zu lassen.

Zudem wunderte er sich, daß der andere keinen Versuch unternahm, mit ihm auf telepathischem Weg in Kontakt zu treten. Aus diesem Grunde kam er sich so allein gelassen vor.

Seine Sohlen schleiften über den Boden, den Blick hielt er in Richtung Tür gewandt, die sich plötzlich, wie von Geisterhand gezogen, öffnete, um ihm die Möglichkeit zu geben, den Raum zu verlassen.

Gleichzeitig drehte sich der Geist auf der Stelle. Es war ein lautloses Herumschwingen, überhaupt war alles, was diese Erscheinung anging, mit keinem Geräusch verbunden.

Er schwebte voran.

Zwar berührte er den Boden, aber die Plasmamasse verwischte und schwang genau an der Stelle zurück, wo sie über den Untergrund aus Stein glitt. Der Rabbi folgte seinem »Sohn« durch die offene Tür. Ein kühler Hauch war auf der Schwelle zurückgeblieben, oder kam es ihm vielleicht nur so vor? Bildete er sich die Dinge ein, weil sie, glaubte man den alten Geschichten, einfach dazugehörten?

Der Rabbi dachte darüber nicht weiter nach. Vor ihm schwebte die Seele seines Sohnes.

Er machte sich Vorwürfe. Er hätte Nathan sterben lassen sollen, so hätte er wenigstens seine Ruhe bekommen. Nun bestand er aus einer Doppelexistenz und war regelrecht zerrissen. Kein Mensch mehr, aber auch keine Gestalt aus dem Jenseits.

Ein Zwischenglied…

Jehuda hatte zuerst angenommen, daß sie innerhalb des Hauses bleiben würden. Das hatte der Geist nicht vorgehabt. Im Flur wandte er sich nach rechts, weil er sich dorthin bewegte, wo die Haustür nach draußen führte. Auch sie öffnete sich lautlos und ohne daß sie jemand berührt hätte. Der Rabbi konnte an der schmalen Gestalt vorbeischauen und erkannte die Dunstschwaden, die sich teppichartig ausgebreitet hatten, als wollten sie dem Friedhof eine Gruselkulisse

bieten.

Die Seele schwebte weiter und war kurze Zeit später verschwunden. Eingetaucht in den Dunst, hatte sie sich mit ihm verbunden, ohne daß sie genauer erkannt werden konnte.

In der Tür blieb der Rabbi stehen. Er wußte nicht, in welche Richtung er sich wenden sollte. Er konnte nach rechts gehen, um die Synagoge herum, er konnte aber auch den Weg in die entgegengesetzte Richtung einschlagen, dann würde er auf den Friedhof gelangen, wo die Mitglieder der Gemeinde beigesetzt wurden.

Bestimmt nach rechts…

Nie hatte der Rabbi Furcht verspürt, den alten Friedhof zu betreten. Für ihn war er stets ein Ort der Besinnung und der Meditation gewesen, ein Hort der Ruhe, wo der Mensch mit seinen Gedanken allein war und wo er philosophieren und beten konnte.

An diesem Abend sah er den Friedhof mit anderen Augen an. Da war er für ihn ein Areal des Schreckens, ein Tummelplatz geisterhafter Gestalten, wo die in der Erde liegenden Toten versuchten, die Botschaften aus dem Jenseits abzugeben.

Ein kaltes Gefühl kroch über seinen Nacken. Angst verspürte er nicht, es war allein die Beklemmung, die ihn so zögerlich handeln ließ. Er hatte das Gefühl, etwas Bestimmtes, das bisher sein Leben geprägt hatte, zurücklassen zu müssen, ohne dabei zu wissen, ob es für ihn überhaupt noch eine Zukunft gab.

Wo verbarg sich die geheimnisvolle Seele seines Sohnes? Sie konnte zwischen den Schwaden untertauchen, ohne je von ihm entdeckt zu werden. Die Nebel bewegten sich sehr langsam, der Geist möglicherweise schneller.

Büsche säumten den schmalen Pfad, der vor dem kleinen Friedhofstor endete.

Er blieb stehen und schaute darüber hinweg. Die Grabsteine machten einen traurigen Eindruck. Es war noch nicht ganz dunkel geworden, im Dämmerlicht wirkten sie doppelt so groß wie normal. Zwischen ihnen wallten die feuchten Tücher und schienen sie miteinander zu verbinden, was den Eindruck des Unheimlichen noch verstärkte. Das Knarren des Tores paßte genau in die Stimmung hinein.

Noch ging er nicht. Der Rabbi schaute sich um. Obwohl er tagtäglich den alten Friedhof durchschritt, hatte er jetzt das Gefühl, vor fremdem Gelände zu stehen.

Seine Stirn zeigte ein Muster aus Falten, im Hals spürte er einen Geschmack nach Galle, schluckte ihn herunter, dann erst traute er sich, das Gelände zu betreten.

Seine Schritte waren kaum zu hören, die Füße versanken im weichen, feuchten Gras, in dem hin und wieder ein versteckter Stein

gegen die Sohlen drückte.
Den Geist sah er nicht. Er würde irgendwo vor ihm lautlos durch den Nebel schwingen, und der Rabbi fragte sich, wo ihn der Geist hatte hinführen wollen.
Es gab zahlreiche Gräber auf dem Gelände. Die meisten Bestatteten waren dem Rabbi namentlich bekannt, mit vielen hatte er sich auch unterhalten.
Er schaute nach rechts.
Wehte dort nicht ein helleres Etwas durch die Düsternis? Das konnte durchaus sein, und er schlug auch die Richtung ein. Er trat auf Gräber, was er sonst immer vermieden hatte, stützte sich an den Rändern der Steine ab, spürte oft genug das Moos unter seinen Händen, und auch die Glätte des regennassen Bodens blieb.
Der Friedhof war nicht groß. Er kam sich trotzdem vor, als würde er sich kaum von der Stelle bewegen. Irgendwann begann die Umgebung zu leben. Er hörte zwar nichts, aber die Grabsteine setzten zu einem leichten Tanz an und wehten in die Schleier hinein, die sie umgaben. Ein verspielter Reigen aus Dunstschwaden hüllte alles ein. Er besaß eine ähnliche Farbe, wie der immer dunkler werdende Himmel.
Der sehr kühle Hauch strich über Jehudas Nacken. Da wußte er, daß die Seele seines Sohnes dicht bei ihm war. Er drehte sich auf der Stelle um und sah ihn noch davonhuschen, weil er sich schneller bewegte als die Dunsttücher.
Sein Ziel war die Grabstätte, die alle anderen überragte. Man bezeichnete sie hin und wieder als kleines Mausoleum. In ihr wurden diejenigen begraben, die den Titel des Rabbis trugen.
Eine ehrfurchtgebietende Totenstätte, vor der Jehuda oft im Gebet verweilt hatte.
Diesmal spürte er Unbehagen und Furcht, als er sich der Grabstätte näherte. Ihm war schon jetzt klar, daß er sie nicht mehr so vorfinden würde, wie er sie zuletzt gesehen hatte.
Irgend etwas mußte dort geschehen sein…
Seine Sohlen knickten das Gras. Die Feuchtigkeit hatte Nässe auf seine Schuhe gelegt. Bei jedem Schritt quietschte das Leder. Lautlos konnte er sich nicht nähern.
Doch wen würde es stören? Bestimmt nicht die Toten, die ihre ewige Ruhe gefunden hatten.
Die Geistergestalt entdeckte er nicht mehr. Dafür schob sich etwas aus den Schwaden hervor, das auf dem Totenacker wie ein kleiner Turm wirkte. Es waren die Umrisse der Grabstätte.
Wartete die wandernde Seele dort auf ihn? Als wäre er selbst ein Dieb, der den Friedhof schänden wollte, so schob sich der Rabbi näher an das Ziel heran.
Er konnte es nicht genau sagen, aber er glaubte, Stimmen gehört zu

haben.

Vor der Grabstätte blieb er trotz dem Nebel in einer relativ sicheren Entfernung stehen.

Daß sich hier etwas zusammengebraut hatte, merkte er mit einem sicheren Instinkt für außergewöhnliche Vorgänge. Der Rabbi war ein Gefühlsmensch, nicht unbedingt sensitiv veranlagt, nur hatte er es gelernt, auf die innere Stimme zu hören.

Er strich durch seinen feucht gewordenen Bart. Dabei entdeckte er, daß jemand das Gittertor der Grabstätte aufgeschlossen hatte. Man hatte es also geschändet.

Er ballte die Hände zu Fäusten. Grabschändung gehörte zu den schlimmsten Vergehen, die er sich vorstellen konnte. Dieser Gedanke ließ ihn das letzte innere Hindernis überwinden.

So rasch wie möglich ging er vor, in den Aufbau des Grabs hinein – und mußte abrupt stehenbleiben, um nicht über den Rand der Luke hinweg auf die Treppe zu fallen und in die Tiefe zu kippen.

Allein stand er außerhalb, aber im Innern, da hielten sich Personen auf, er vernahm es am Flüstern der Stimme. Der Rabbi beugte sich etwas vor. Ob auf seinem Gesicht der Angstschweiß lag oder nur Feuchtigkeit, konnte er nicht sagen. Wahrscheinlich vermischte sich beides miteinander.

Für einen Moment schloß er die Augen, als er die Frauenstimme erkannte. Ja, das war Sarah. Die Frau, die der Familie jahrelang treu und brav zur Seite gestanden hatte. Wie konnte man sich in einem Menschen nur dermaßen täuschen?

Er mußte, um etwas erkennen zu können, zumindest auf die zweitletzte Stufe gelangen. Sehr behutsam ging er vor, erreichte das avisierte Ziel und blieb dort geduckt stehen.

Jetzt konnte er auch verstehen, was unten in der Gruftkammer gesprochen wurde.

Die Worte allerdings jagten ihm nicht nur einen Schauder der Angst über den Rücken, sie ließen ihn auch an seinem eigenen Verstand zweifeln…

***

Sarahs Stimme drang an seine Ohren, als käme sie aus einer anderen Welt. »Sie sollten dich nicht stören, Söhnchen, nicht beeinflussen, nein, das sollten sie nicht. Du bist für etwas ganz anderes vorgesehen, denn du bist ein Auserwählter.«

Nathan faßte es nicht. Die Worte rannen an ihm vorbei, er sah nur die Gesichter innerhalb des Lichtscheins. Er entdeckte keine Freude darin, keine Entspannung, nur eine furchtbare Qual, als hätte man sie aus einer höllischen Welt freigelassen und nicht aus dem Reich, das nach dem Tod eines Menschen Erlösung bot.

Er wollte Sarah nicht mehr glauben. Das war nicht das Jenseits, in das er schaute, es mußte eine andere Welt sein, eine furchtbare und schreckliche.

Hinzu kam die Tatsache, daß die drei Mädchen getötet worden waren. Darüber kam er nicht hinweg, das war einfach furchtbar. Getötet von einer Frau, die auch nach den Morden im Haus gewohnt hatte und oft nicht von seiner Seite gewichen war wie ein böser Schutzengel.

Er schaute auf seinen Handballen, wo das M noch immer in einem blutigen Rot leuchtete. Es stand im harten Gegensatz zum hellen Schein hinter dem Fenster.

Wenn es nicht das Jenseits war, was verbarg sich dann dort? Nathan wollte fragen, traute sich noch nicht, weil sich seine Gedanken um die Toten drehten.

»Ihre Gesichter habe ich gesehen«, sagte er flüsternd. »Aber wo befinden sich die Körper? Du hast sie umgebracht, Sarah, was tatest du mit den Leichen?«

Er hörte ihr Kichern. Es gefiel ihm nicht, und er bekam eine Gänsehaut. »Weißt du nicht, wo wir hier stehen, Söhnchen? Auf einem Friedhof. Welcher Ort ist besser für Tote geeignet als ein Friedhof? Ich kenne zumindest keinen.«

»Dann hast du sie hier verschwinden lassen?«

»Das ist richtig.«

Er wischte über seine schweißfeuchte Gesichtshaut. »Es ist Wahnsinn«, hauchte er, »ich… ich packe es einfach nicht. Das ist verrückt, ich kann nicht mehr.«

Sarah war anderer Meinung. »Du solltest dich darum nicht kümmern, Söhnchen. Diese Gruft ist für dich nicht mehr als eine Zwischenstation. Du bist nicht mehr der Nathan, der du zuvor einmal gewesen bist. Man hat aus dir einen anderen gemacht. Du bist ein Freund der Engel, sein Zeichen brennt auf deiner Haut, Söhnchen. Du wirst die Dinge von nun an anders sehen.«

»Was für…?«

»Geh, Söhnchen, geh auf das Licht zu, wo sich deine Freundinnen aufhalten. Hinein mit dir in das Licht! Du wolltest doch zu ihnen. Jetzt kannst du sie besuchen.«

»Nein, ich will nicht!«

»Du mußt aber.« Sie unterstrich ihre Worte durch eine Aktion.

Blitzschnell rammte sie die flachen Hände gegen den Rücken des Nathan Jehuda.

Der war so überrascht gewesen, daß es ihm nicht gelang, einen Gegendruck aufzubauen. Er fiel nach vorn. Um nicht zu fallen, mußte er die Beine bewegen.

Es kam, wie es kommen mußte. Er stolperte auf das Licht zu, das Tor

zum Jenseits zog ihn wie magisch an. Plötzlich schien er Flügel zu bekommen.

Seine Augen weiteten sich, als er dem Licht entgegenraste. Eine gewaltige strahlende Fläche tat sich vor ihm auf, ein ganzes Weltall, ein Himmel ohne Freunde.

Gesichter umschwebten ihn. Seine toten Freundinnen, deren Geister – nur eine Halluzination?

Nathan konnte keine Antwort geben. Es gelang ihm nicht mehr, selbst zu denken. Andere Kräfte schalteten seine Gefühle rigoros aus.

Für ihn existierte nur mehr das Licht, in das er hineingezerrt wurde. Auch Grenzen waren keine vorhanden. In diesem Stadium befand sich alles in einem gewaltigen magischen Fluß, wo das eine in das andere überging, ohne zu stoppen.

Und Sarah schaute zu. Ihr Gesicht zeigte Triumph. Mit einem wütenden Ruck fegte sie das Kopftuch von ihrem Schädel, so daß ihr graues Haar mit den schwarzen Strähnen zum Vorschein kam.

Halblang und angekräuselt umwuchs es ihren Kopf. Zugleich sah es fettig aus, als wäre es seit Tagen nicht mehr gewaschen worden.

Sie strich über ihren Kopf und nickte gleichzeitig. Die Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Ja, das ist gut«, sagte sie. »Das ist einfach wunderbar.« Ein leichtes Hüsteln drang aus ihrem Mund. »Ich finde es toll, ich habe es geschafft. Söhnchen, du wirst von nun an so etwas wie ein teuflischer Schutzengel für mich sein, du…«

»Was hast du mit Nathan gemacht, Verfluchte?«

Sarah erschrak, als sie die Stimme des Mannes hörte. Sie mußte zugeben, daß sie mit einem Auftauchen dieser Person nicht gerechnet hatte. Sehr bedächtig drehte sie sich um und schaute die Stufen der Treppe hoch, wo sich die Gestalt wie ein starrer Schatten abzeichnete.

Dort stand der Rabbi. Und er sah aus, als hätte er all seine positiven Eigenschaften hinter sich gelassen…

***

»Du?« fragte sie nur.

»Wer sonst, Sarah? Wer sollte sonst hier stehen und sich über gewisse Dinge Gedanken machen.« Der Rabbi schaffte sogar ein Lächeln. »Ich habe mich all die Jahre über täuschen lassen, Sarah. Du hast mich in die Irre geleitet, du hast das Vertrauen meiner Familie schamlos mißbraucht und ausgenutzt. Die Zeiten sind nun vorbei. Ich weiß Bescheid, ich weiß sogar verdammt gut Bescheid!«

Sie legte den Kopf schief. Nichts an ihr verriet Unsicherheit. »Wor über wollen Sie denn Bescheid wissen, Rabbi?«

»Über alles, Sarah. Du bist es gewesen, die meinem Sohn die Krankheit geschickt hat. Du hast dafür gesorgt, daß er derart schlimm dahinsiechte. Ich weiß nicht, wie du es gemacht hast, aber ich kann

mir vorstellen, daß du gewisse Dinge genau studiert hast.«
»Das stimmt. Ich habe mich kundig gemacht, Rabbi. Ich mußte mich einfach kundig machen.«
»Hexenkräfte?«
Sie kicherte. Es hörte sich wie bei einer Hexe an. »Ja, ich habe mich mit Hexerei beschäftigt. Nicht mit einem Pakt, den ich möglicherweise mit dem Leibhaftigen eingegangen wäre, nein, ich beschäftigte mich mit anderen Dingen. Dazu gehörte das Mixen von Kräutern, das Zubereiten von Säften und Getränken. Ich konnte dafür sorgen, daß gewisse Ingredienzien den Mahlzeiten beigemischt wurden, die Nathan zu sich nahm. Es war ganz einfach. Ich freute mich darüber, wenn ich Fortschritte sah…«
Der Rabbi atmete gepreßt. »Gefreut hast du dich, daß Nathan schwächer wurde?«
»Natürlich. Ich wußte ja Bescheid. Ich wollte ihn bis zu einem gewissen Punkt hinführen, den ich erreicht habe. Ohne es zu wissen, habt ihr mir geholfen, dafür müßte ich euch eigentlich sehr dankbar sein oder nur noch dir, deine Frau ist ja verstorben.«
»Hast du sie auch…?«
»Sicher doch, Rabbi, was denken Sie von mir? Was ich mache, das mache ich gründlich.«
»Wie das Töten der jungen Mädchen.«
Sarah nickte. »Genau das. Sie haben mich gestört, indem sie sich an Nathan heranmachten und er ihnen auch nicht entweichen konnte. Er besaß einfach nicht die Kraft dazu. Dann mußten sie sterben. Ich tötete sie bereits nach kurzer Zeit. Niemand ist auf den Verdacht gekommen, daß Nathan etwas damit zu tun haben könnte. Oder hast du hier die Polizei gesehen, Rabbi?« Sie war in einen vertrauten Tonfall gefallen.
»Nein, aber Nathan war geschockt. Er las vom Verschwinden der Mädchen in den Zeitungen.«
»Klar, die Medien behandelten es in kurzen Artikeln. Eine Ausrei ßerin mehr oder weniger. Wer fragt in einer Riesenstadt wie London schon danach? Sei ehrlich.«
»Kaum jemand.«
»Richtig. Ich brauchte Nathan für mich allein, um mein großes Werk vollenden zu können.«
»Welches Werk?«
Ihre Augen wurden plötzlich groß. »Ich wollte ihn doch unsterblich machen, das habe ich dir gesagt. Er sollte dies auf eine gewisse Art und Weise werden. Vom Menschen zum Engel.« Sie schlug gegen ihre Stirn. »Kannst du dir so etwas vorstellen, Rabbi?«
»Noch immer nicht.«
»Ich habe es geschafft. Dazu brauchte ich nur einen Helfer, und den

hast du angeschleppt. Sinclair kam, er sollte sich um den Kranken kümmern. Damit warst du voll und ganz einverstanden. Er war das letzte Glied in der Kette. Ihr habt sie geschlossen. Als Sinclair ihn mit seinem Kreuz berührte, das auch von den Erzengeln gezeichnet worden war, da war Nathan bereits infiziert. Ich habe ihn in langen Stunden beschworen. Bis tief in die Nacht saß ich an seinem Bett und las ihm aus den Büchern der Kabbala vor. Die alte Mystik, Rabbi, verstehst du das?«

»Ich weiß.«

»Und dieses Grab hier wurde für mich zur Zentrale. Das Licht hinter mir ist eine andere Welt. Es ist die Welt der Engel, die Zone, in der sie sich aufhalten…«

»Nein, niemals, Sarah. Die Welt der Engel ist rein, sündenlos. Ich habe die Gesichter der Mädchen gesehen. Sie zeigten eine schreckliche Qual. Man hat sie mit dem Grauen konfrontiert. Das kann nicht die Welt der Engel sein, nicht das Paradies, von dem so oft gesprochen und auch geschrieben wird. Du, Sarah, mußt dich geirrt haben, du hast dich auch geirrt, und du hast es nicht geschafft, alles in die Bahnen zu lenken, die du dir vorstelltest. Es ist dir mißlungen, Sarah.« Der Rabbi ließ sich nicht beirren, auch dann nicht, als Sarah eine Gegenantwort geben wollte. »Du kannst nicht mehr zurück. Ich gebe zu, daß Nathan das Zeichen besitzt, aber er ist nicht zu einem Engel geworden.«

»Und seine Seele?« fragte sie, »hat sie nicht den Körper verlassen. Du mußt sie doch gesehen haben…«

»Das habe ich.«

»Dann ist er doch ein Engel.«

»Nein, Sarah, ich glaube dir nicht. Daß du ihn beschworen hast, weiß ich, doch du besitzt nicht den heißen Draht zum Paradies. Du bist ein schlechter Mensch, der von den himmlischen Kräften einfach nicht akzeptiert werden kann. Du hast nicht nur andere getäuscht, dich selbst ebenfalls, Sarah. Es ist dir mißlungen, nur willst und kannst du es nicht zugeben, was ich auch verstehe.«

»Sei nur nicht zu überheblich.«

»Das bin ich nicht. Ich werde nur eines tun, Sarah. Ich werde dich dorthin bringen, wo du hingehörst.«

»Und das wäre?«

»Zur Polizei, ins Gefängnis. Du gehörst vor Gericht gestellt, denn du bist eine vierfache Mörderin.«

Sie lachte laut. »Glaubst du im Ernst, daß dir das einer abnehmen wird, Rabbi?«

»Du hast es selbst zugegeben.«

Sie winkte ab. »Das zählt nicht. Es steht Aussage gegen Aussage. Außerdem würde ich alles abstreiten, Rabbi. Du hast die schlechteren

Karten, glaube es mir.«
Der Rabbi überlegte. Im Prinzip hatte Sarah recht. Er konnte nichts tun, vor Gericht mußte er Beweise vorlegen. Wut überkam ihn, eine fürchterliche Wut, aber er beherrschte sich und schaute an ihr vorbei zum Fenster.
»Möchtest du hin?« fragte Sarah. »Willst du dem Jenseits einen Besuch abstatten?«
»Warum nicht?«
»Dann mußt du bereit sein, deine Seele zu opfern, Rabbi. Wenn du sie hergibst, kannst du deinem Sohn folgen, so einfach ist das.«
»Wie soll ich es machen?«
»Ich habe lange gebraucht, um Nathan vorzubereiten. Bei dir schaffe ich es nicht auf diese Art und Weise. Außerdem muß es schnell gehen.« Sie drehte sich und streckte den Arm aus. Dabei wies sie auf das Licht. »Da, geh hinein.«
Der Rabbi überlegte. »Einfach so?«
»Natürlich, einfach so. Vielleicht nimmt dich das Jenseits auch als Mensch an. Du verfolgst lautere Motive. Es geht dir um deinen Sohn, den du zurückholen willst.«
»Und damit hast du gewonnen, nicht wahr?« fragte er.
Sie lächelte kalt. »Habe ich das nicht schon jetzt? Ich bin die Siegerin in diesem Spiel, mein Freund, das weißt du doch. Stoppen kannst du nichts mehr, ich habe die Kabbala sehr genau gelesen. Ihre Mystik ist wunderbar. Ich konnte eine Welt aufbauen, ich konnte hineinschauen in andere Reiche. Es hat mir sehr viel gegeben, glaub mir. Geh und hole deinen Sohn zurück, Rabbi.«
Jehuda überlegte. Was hatte er zu verlieren? Nichts mehr, wenn er die Gemeinde mal außen vorließ. Er war derjenige, der nun an sich und seinen Sohn denken mußte. Er würde als geläuterte Person in das Licht hineinschreiten und nicht mit dem Bösen im Herzen, wie es bei Sarah der Fall war. Er nickte ihr zu.
Das überraschte sie. »Du willst tatsächlich gehen?« fragte sie.
»Ja, du hast es mir vorgeschlagen. Ich will alles tun, um meinen Sohn zu retten.«
»Als Engel wirst du ihn treffen, Rabbi, nur als Engel. Aber bitte, ich halte dich nicht auf.«
Der Rabbi warf seiner Haushälterin keinen Blick zu. Er setzte sich mit normal geführten Schritten in Bewegung. Daß er innerlich zitterte, merkte sie ihm nicht an.
Starr schaute er auf das Licht und das vergitterte Fenster. Die Gesichter der toten Mädchen waren nicht mehr zu sehen. Die andere Sphäre mußte sie aufgesaugt haben.
Die Atmosphäre in der Gruft war unheimlich. Stickig die Luft, noch immer wehten Dunstschleier über den Friedhof und krochen auch die

Stufen der Treppe hinab.

Sarah wandte ihr den Rücken zu. Sie triumphierte noch stärker, denn sie hatte mit einem derart positiven Ausgang nicht gerechnet.

Nie hätte sie geglaubt, daß der Rabbi tatsächlich den Mut besaß, die Dimensionsgrenzen zu durchschreiten. Ihm mußte tatsächlich ungemein viel an seinem Sohn und dessen Wohlergehen liegen.

Nur mehr zwei Schritte brauchte er, um das Licht zu erreichen.

Der erste, der zweite…?

Nein, er zögerte nicht. Der Rabbi drehte den Kopf. Das ungewöhnliche Licht ließ sein Gesicht unnatürlich bleich erscheinen. Es hatte bereits einen geisterhaften Glanz bekommen, doch in seinen Augen lag der Wille, es zu schaffen.

»Willst du nicht, Rabbi?« fragte sie.

»Doch, ich gehe, aber…«, er hob einen Zeigefinger. »Ich habe noch etwas vergessen.«

»Was denn?«

»Ich weiß nicht, wann und ob ich zurückkehren werde, Sarah. Zuvor jedoch will ich mich absichern. Und aus diesem Grunde schicke ich dir einen Fluch zu. Ja!« rief er lauter. »Ich verfluche dich, Sarah. Ich verfluche dich, du sollst verdammt sein und das Paradies nicht erleben können. Die Qualen der Hölle sollen dich umbringen, sie werden dich foltern und dir deine Seele entreißen. Du wirst für alle Ewigkeiten und alle Zeiten verflucht sein, selbst als Tote.«

Sarah schrak zusammen. Sie war viel zu sehr Hexe, um diese Flüche einfach abzutun. Jedes Wort hatte sie hart getroffen, und sie duckte sich immer tiefer.

»Na, weißt du Bescheid?«

»Geh!« keuchte sie. »Verdammt noch mal, Rabbi, geh und laß dich nicht mehr blicken.«

Er nickte. »Sicher werde ich gehen. Es geschieht alles so, wie du es dir wünschst. Aber«, er hob den Finger jetzt noch höher. »Denke an den Fluch!«

Sie schloß die Augen und senkte den Kopf. Plötzlich wollte sie nichts mehr sehen. Als sie die Augen wieder öffnete, war der Rabbi verschwunden.

Nein, doch nicht. Er stand im Licht, eine weiße Gestalt mit ausgebreiteten Armen, überirdisch fast und auch machtvoll. Sarah bekam Furcht. Hatte sie einen Fehler begangen? War ihr der Rabbi über?

Konnte er Kräfte mobilisieren, gegen die sie nicht ankam?

Sarah wußte nicht, sie wollte auch nicht mehr darüber nachdenken, sie wich bis zur Treppe zurück und hastete die Stufen hoch.

Auf der letzten drehte sie sich noch einmal um.

Das Licht schimmerte nach wie vor in der Gruft. Verschwunden

waren die drei Mädchengesichter, verschwunden war auch Nathan, doch jemand anderer stand da, eingehüllt durch das überirdische Leuchten und fest auf seine Kraft vertrauend.

Sarah ballte die rechte Hand zur Faust. »Nein, Rabbi!« sprach sie in die Gruft hinein. »Nein, du hast noch nicht gewonnen, das schwöre ich dir. Du bist derjenige, der verlieren wird. Ich gehöre zu denen, die gewinnen werden!« Sie lachte böse und schrill, machte auf dem Absatz kehrt und verließ die Gruft.

Schweißbedeckt torkelte sie auf den düsteren, von Nebelschwaden umwobenen Friedhof. Sie wankte auf den nächst größeren Grabstein zu und kippte über ihn.

Tief holte sie Luft. Sie mußte sich erst einmal beruhigen. Es war gut gelaufen und doch nicht. Sie hatte einen Fehler gemacht und überlegte, welcher es sein konnte.

Hing es möglicherweise mit den Erzengeln zusammen? Das konnte gut sein. Vielleicht hatte sie das Zwischenreich unterschätzt. Irgend etwas stimmte da nicht.

Sarah richtete sich wieder auf. Die Feuchtigkeit lag noch immer sichtbar auf dem Totenacker. Lange, graue Tücher wehten kühl gegen das Gesicht der Frau.

Sie blickte noch einmal auf die offene Gruft. Das andere Licht strahlte nicht bis über die Treppe hinweg. Es blieb im Innern, es war der Einstieg in eine andere Welt.

Sarah ging weiter. Mit beiden Händen strich sie durch das graue Haar. Dabei legte sie den Kopf in den Nacken, schaute gegen den dunkel gewordenen Himmel und spürte die Nässe. Sie schüttelte sich, gleichzeitig dachte sie an den Fluch, mit dem der Rabbi sie belegt hatte. Sie mußte darüber nachdenken, über viele Dinge wollte sie sich Gedanken machen. Vielleicht gab es eine Möglichkeit, den Fluch zu löschen. Das Arbeitszimmer des Rabbi stand vollbepackt mit Büchern. Einige von ihnen beschäftigten sich mit der Mystik der Kabbala.

Als sie das Haus betrat, blieb sie hinter der Türschwelle stehen, weil sie das Gefühl hatte, daß eine Änderung vorhanden war.

Nichts stimmte mehr, obwohl alles stimmte.

Paradox, nur hatte sie keine andere Erklärung für das Phänomen.

An der Einrichtung hatte sich nichts verändert, sie fand auch keine Spuren, es lag möglicherweise in der Luft.

Sollte sich Nathans Seele in der Nähe aufhalten und sie beobachten?

Sarah drehte sich um. Dabei ging sie im Kreis und schlug ihn immer größer.

Nein, sie war allein. Keine Seele, Mensch, kein Geist. Das Haus atmete Ruhe.

Trotzdem mochte sie die Stille nicht. Die Haushälterin empfand sie einfach als zu beklemmend. Die drückte, die lauerte, und selbst das

Echo ihrer vorsichtig gesetzten Schritte kam ihr anders vor als sonst.

Den Weg zum Arbeitszimmer des Rabbi kannte sie im Schlaf. Die Tür war geschlossen. Eigentlich hätte Sarah sie mit einem Ruck aufstoßen wollen, doch irgend etwas hinderte sie daran.

Es war ein Gefühl, eine Warnung, und so bückte sie sich, um durch das Schlüsselloch zu schauen.

Viel erkannte sie nicht, obwohl eine Lampe brannte. Die Stehleuchte gab einen gemütlichen Schein ab. Er reichte für eine Plauderstunde zu zweit, besaß jedoch nicht die Kraft, um die Seiten eines Buchs deutlich lesen zu können.

Einbildung oder nicht?

Sarah konnte es nur herausfinden, wenn sie das Arbeitszimmer betrat. Kühl kam ihr das Metall der Klinke vor, sie öffnete die Tür, und ihr Blick fiel geradewegs auf den Schreibtisch.

Dahinter saß jemand.

Ein Mann – John Sinclair!

***

Ja, ich hatte gewartet. Irgendwie wußte ich, daß ich noch Besuch bekommen würde. Jetzt kam sie auch, und es war genau die richtige Person, mit der ich mich beschäftigen wollte.

»Kommen Sie ruhig näher, Sarah. Vielleicht bringen Sie uns noch eine Flasche Wein mit?«

Sie blieb an der Tür stehen. Genau konnte ich ihr Gesicht nicht erkennen, bekam allerdings mit, daß sich darin etwas bewegte. Die Überraschung jedenfalls hatte sie nicht starr werden lassen.

In der Tat hatte Sarah damit nicht gerechnet. Sie spürte, daß Blut in ihren Kopf stieg. Ausgerechnet Sinclair, dachte sie. Ausgerechnet er, den sie schon abgeschrieben hatte. Sie mußte viel Kraft aufwenden, um sich zu beherrschen. Dabei hatte sie schon an Flucht gedacht, einfach wegrennen, nur wäre sie in ihrem Alter diesem Mann nicht entkommen. Er war viel jünger, gewandter und sportlicher.

Ich hatte mich mit weiteren Worten zurückgehalten und wartete, bis Sarah etwas tat. Sie stand noch an der Tür, überlegte, suchte bestimmt nach einem Ausweg, und ich schaute auf meinen linken Handrücken. Die Hand selbst lag flach auf dem Tisch. Darunter hatte ich das Kreuz verborgen, sie sollte es zuvor nicht sehen.

Ich lächelte.

Es war kein gutes Lächeln, eher das eines Siegers, denn sie sollte sehen, wie überzeugt ich davon war, den Fall gewinnen zu können.

»Wollen Sie auch weiterhin an der Tür stehenbleiben?« erkundigte ich mich.

»Mir gefällt es.«

Ich lachte leise und deutete über den Schreibtisch hinweg auf einen

Stuhl. »Im Sitzen redet es sich leichter. Ich kann mir vorstellen, daß wir beide gut zurechtkommen. Wir haben einiges zu bereden.«

Sie blieb trotzdem stehen. »Und wenn ich nicht will? Ich brauche mich nur umzudrehen und wegzulaufen.«

Ich nickte. »Ja, das können Sie, dagegen hätte ich noch nicht einmal etwas einzuwenden. Normalerweise nicht«, schwächte ich ab und griff mit der rechten Hand nach der Beretta, die ich auf meinen Oberschenkel gelegt hatte. Mit der Waffe zielte ich über die Schreibtischplatte hinweg auf die Tür. »Glauben Sie wirklich, Sarah, daß ich Sie verfehlen würde? Glauben Sie das?«

Die Frau starrte mich an. Obwohl sie fast im Schatten stand, bekam sie einen bösen Blick, was ich gut erkennen konnte. »Sie würden nicht schießen!«

»Doch, das würde ich. Es geht hier um Dinge, die geklärt werden müssen. Verlassen Sie sich darauf, Sarah, daß ich Sie nicht tödlich treffe, aber ein Schuß ins Bein würde reichen.«

Nein, auch das hätte ich nicht getan, aber ich wollte sie kriegen, in meine Nähe bekommen, und sie kaufte mir den Bluff auch ab. Meine Stimme hatte zu entschlossen geklungen.

Sarah kam näher. Sie schleifte mit den Füßen über den Boden. Dabei ließ sie mich nicht aus den Augen, und ihre Lippen zuckten dabei. Das alte, faltenreiche Gesicht wirkte verkniffen, die Schultern hatte sie leicht hochgezogen, als würde sie frieren, den Kopf vorgestreckt. Als sie den Stuhl erreichte, legte sie beide Hände auf den Rand der Lehne und drehte sich schließlich um das Sitzmöbel herum, um mit steifen Bewegungen darauf Platz zu nehmen. »Sie können Ihre Waffe verschwinden lassen, Sinclair!«

»Gern.« Ich steckte die Beretta ein.

»Und nun?«

»Grundlos bin ich nicht zurückgekommen«, erklärte ich ihr. »Ich möchte von Ihnen wissen, wo sich der Rabbi befindet. Das Haus ist leer, er muß irgendwo sein.«

»Möglich.«

»Also wo?«

»Ich weiß es nicht.«

Nach dieser Antwort war mir klar, daß sie log. »Was haben Sie mit ihm gemacht?«

»Nichts, er ist gegangen, er hat das Haus verlassen.«

»Und sein Sohn?«

»Den habe ich auch nicht gesehen.«

»Dann wissen Sie ebenfalls nicht, wo sich sein Geist befinden könnte oder seine Seele?«

»Nein.«

»Gut, daß alles geklärt ist. Kommen wir zu Ihnen, Sarah. Was wollten

Sie hier?«
»Ich lebe in diesem Haus.«
»Wie geht es weiter?«
»Das bleibt abzuwarten.«
Die Antworten gefielen mir nicht. Ich war wütend, sauer, denn so kam ich nicht weiter. Sehr bedächtig hob ich meine linke Hand hoch, und zwar so, daß Sarah aufmerksam wurde. Sie mußte einfach hinschauen und bekam auch einen langen Hals. Dabei beugte sie sich auf dem Stuhl sogar etwas nach vorn.
»Sehen Sie das Kreuz?« fragte ich.
»Was soll das?«
»Passen Sie auf.« Ich hob es an und drehte es so, daß sie auf die Vorderseite schauen konnte. Im ersten Augenblick schrak sie zusammen. Es sah so aus, was wollte sie hochspringen und weglaufen, aber sie beherrschte sich. Sogar mit einer spöttischen Bemerkung konnte sie dienen.
»Das Kreuz hat für uns keine Bedeutung. Es wird in der kabbalistischen Mystik nicht einmal erwähnt.«
»Das glaube ich Ihnen. Nur hat der Erbauer des Kreuzes, der Prophet Hesekiel, anders darüber gedacht. Ganz anders, Sarah. Er wußte, welch eine Bedeutung es einmal für die Menschheit bekommen würde, und er gehörte zu den Weisen, die sich ebenfalls im alten Glauben auskannten. Aus diesem Grund hat er das Kreuz an seinen Enden gezeichnet. Vier Buchstaben, vier Zeichen. Michael, Raphael, Gabriel und Uriel, die wichtigsten Erzengel, und einer von ihnen, nämlich Michael, hat sich gemeldet.«
»Ich weiß es.«
Mein Nicken galt ihr. »Das Zeichen, das M, habe ich auf dem Handballen Nathan Jehudas gesehen. Ich weiß, daß er durch ihn seine Krankheit überwunden hat, er sollte ein neuer Mensch werden, ein neues Wesen. Nur kann ich daran nicht so recht glauben, Sarah, denn ich gehe davon aus, daß ihr eines vergessen habt.«
»Und was?«
»Die kabbalistische Mystik spricht von zwei Engeln. Von dem Schutzengel und dem Todesengel als Pendant. Der Todesengel hat bereits über Nathan geschwebt. Durch die Beschwörung und durch mein Kreuz sollte er getäuscht werden. Er dürfte nicht mehr in der Lage sein, Nathan an sich zu reißen, aber ich glaube nicht, daß dies gelungen ist. Und ich bin weiterhin davon überzeugt, daß Sie, Sarah, dies auch wußten. Sie haben nicht mit dem Erzengel paktiert, sondern mit dem Todesengel. Der Buchstabe M wurde durch die Kraft des Lichts aktiviert und strahlte auf. Für mich allerdings ist dies eine Warnung, wenn Sie verstehen, was ich meine. Der Erzengel hat mich vor dem Todesengel gewarnt, den Sie durch ihre Beschwörungen

befreit haben. Den Geist, den ich sah, das war nicht die Seele Nathans, nein, es war sein sichtbar gewordener Todesengel, und Sie tragen daran die Schuld.«

»Nichts als Lügen!« schrie sie mich an. »Das sind alles Lügen, Sinclair. So können Sie mit mir nicht reden.«

»Brauchen Sie Beweise?«

»Und ob.«

»Die werde ich Ihnen liefern, keine Sorge. Sie können wählen. Entweder bleiben wir hier, Sie natürlich in Handschellen gefesselt – oder wir werden gemeinsam einen Gang über den Friedhof unternehmen, denn ich glaube fest daran, daß dieser Friedhof noch einige Überraschungen für mich parat hat.«

»Wie meinen Sie das?«

»Er spielt eine Rolle, verlassen Sie sich darauf. Was ist nun? Begleiten Sie mich, oder wollen Sie bleiben?«

Die Haushälterin überlegte. Sie bewegte dabei wieder die Stirn.

Die Entscheidung fiel ihr schwer. Blieb sie allein zurück, hatte sie nichts mehr unter Kontrolle. Ging sie jedoch mit, konnte sie möglicherweise eingreifen.

»Oder sollen wir hier gemeinsam auf den Rabbi warten?« schlug ich ihr lauernd vor.

»Nein!«

Ich nickte. »Das ist okay. Dann kommen Sie mit.« Ich stand auf, sie aber blieb sitzen. Erst als ich sie fast anfassen konnte, erhob auch sie sich.

Die Kleidung roch muffig und feucht. Ein Zeichen, daß sie sich draußen aufgehalten haben mußte, wo die langen Dunsttücher im Stoff Feuchtigkeit hinterlassen hatten.

»Sie dürfen sogar vorgehen«, sagte ich leise. »Aber denken Sie daran, daß ich hinter Ihnen und zudem bewaffnet bin.«

»Ihnen traue ich alles zu!« knirschte sie.

»Danke, ich fasse das als Kompliment auf.«

»Weshalb sind Sie zurückgekommen, Sinclair?«

»Das ist ganz einfach. Ich bekam eine Warnung. Ja, mein Kreuz warnte mich. Das M leuchtete auf. Der tatsächliche Erzengel Michael spürte in seiner Sphäre, daß etwas nicht stimmte, und er stemmte sich hart dagegen an. Begriffen?«

»Ich kann es nicht glauben.«

»Dann werden wir uns bestimmt gemeinsam von gewissen Dingen überzeugen können. Übrigens, ich liebe Spaziergänge auf nächtlichen Friedhöfen, besonders im Nebel. Das ist so eine Nacht.«

Sie erwiderte nichts. Starr blickte sie geradeaus und ging mit staksigen Schritten auf die Tür zu, die sie nicht geschlossen hatte. Weglaufen würde sie mir nicht.

Ich war froh, daß ich sie so weit gebracht hatte. Bei meiner zweiten Ankunft hatte ich nicht gewußt, ob sich das Rätsel auf dem Friedhof lösen lassen würde. Es war mehr eine Annahme, aber ich hatte damit richtig gelegen.

Das Rätsel um Erz- und Todesengel war nicht innerhalb des Hauses zu lösen, sondern auf dem alten jüdischen Friedhof. Möglicherweise sogar an einem Grab.

Wir verließen das Haus und wurden von geisterhaften Schwaden empfangen, die uns entgegentrieben. Der Wind hatte etwas zugenommen. Er bewegte den Dunst wie lange Vorhänge, zwischen denen sich die dunklen Umrisse der Gräber abzeichneten.

Eine unheimliche Welt tat sich vor uns auf – und gleichzeitig eine schweigende. Kein Laut drang an unsere Ohren. Wenn mal ein Tier durch, das Gras oder Buschwerk huschte, wurde das Rascheln sehr schnell verschluckt. Der Nebel machte alles dicht.

Auch von der Straße war nichts zu hören. Die Synagoge und der Friedhof schienen auf einer einsamen Insel zu stehen und nicht mitten in London.

Ich ging nicht direkt neben Sarah her. Sicherheitshalber blieb ich schräg hinter ihr. Ein Schritt würde ausreichen, um mit ihr auf gleicher Höhe zu sein.

Sie sprach nicht mit mir. Irgendwie harmlos ging sie neben mir her, eine alte Frau, mit der man Mitleid haben konnte, ihr aber nichts Böses zutraute.

Es war noch immer drückend. Normalerweise kühlen die Temperaturen nach einem Gewitter ab. Es war zwar etwas kühler geworden, den Unterschied merkte man aber kaum.

Den Himmel konnte ich kaum sehen. Er war nicht mehr als eine graue Masse.

Schmale Wege, mit Gras und Unkraut bewachsen, durchquerten den Friedhof.

Wir gingen nicht auf die Mitte zu. Sarah hatte sich nach dem Verlassen des Hauses nach rechts gewandt, um auf dem Geländeteil eine bestimmte Stelle zu erreichen.

Sie atmete heftig. Es mußte an ihrer inneren Erregung liegen. Bisher war es ihr gelungen, die Trümpfe in der Hand zu halten. Ob das in Zukunft auch so sein würde, war fraglich.

Natürlich rechnete ich mit einem Trick von ihrer Seite. Wer so lange für eine bestimmte Sache gekämpft hatte, der durfte einfach nicht so schnell aufgeben. Das ging gegen das Naturell eines Menschen, der nur das Böse wollte.

An der linken Seite wuchs etwas Dunkles, Kompaktes hervor, das mir nicht wie ein Grabmal aussah, sondern mich an eine Mauer erinnerte oder an einen künstlich angeschütteten Hügel. Wir wechselten die

Richtung, ich hatte das Gefühl, als würde es nun auf dem direkten Weg zu unserem Ziel gehen.

»Woran denken Sie, Sinclair?« erkundigte sich die Frau flüsternd.

»Im Moment denke ich an Sie.«

Ihr Lachen klang dumpf im Nebel. »Weshalb? Bin ich so interessant für Sie?«

»Ja, denn ich frage mich immer wieder, was Menschen dazu treibt, sich mit Mächten einzulassen, die sie nicht beherrschen und kontrollieren können. Die Menschen verlieren dabei ihre eigene innere Existenz, sie werden zu Puppen, zu Marionetten und merken nicht, daß sie sich auf einer Rutschbahn in die Hölle befinden. Ist dem nicht so, Sarah? Habe ich recht?«

»Nein!«

»Dann überzeugen Sie mich vom Gegenteil.«

Sie holte tief Luft und schien dabei die Schwaden trinken zu wollen. »Es ist die Neugierde gewesen, Sinclair. Ich habe mir gedacht, daß es da noch etwas geben muß, das zwischen den sichtbaren Welten existiert. Als ich in der Kabbala nachlas und die Schriften sehr sorgfältig studierte, da fiel es mir auf. Die Welten sind vorhanden, sie existieren, man hat sie immer wieder erwähnt. Es ist oft und trotzdem sehr verschieden über das Thema geschrieben worden. Da wird man neugierig, da muß man einfach hinter die Kulisse schauen.«

»Und seine Hemmungen über Bord werfen, nicht wahr?«

Sie amüsierte sich. »Was heißt Hemmungen? Ich kenne keine Hemmungen mehr.«

»Menschliche Werte wie Liebe, Treue und…«

»Alles Kinderkram, es kommt auf das Ziel an.«

»Sie haben dem Rabbi lange genug treu zur Seite gestanden.«

Ihre Stimme klang bei der Antwort zischend. »Ja, ich war so dumm. Ich bin das gewesen, was der Volksmund als eine treue Seele bezeichnet hat. Treu und gleichzeitig dumm, aber diese Dummheit habe ich über Bord geworfen. Ich bin jetzt bereits mächtiger, als es der Rabbi je gewesen ist, Sinclair. Darauf können Sie sich verlassen.«

»Ach ja, der Rabbi. Wollen Sie mir noch immer nicht sagen, wo ich ihn finden kann?«

»Wir werden zu dem Ort hinkommen, an dem er auch gewesen ist, keine Sorge.«

»Hier auf dem Friedhof?«

Sie blieb stehen und wies nach vorn in den Nebel. »Da, sehen Sie sich die Schwaden an, die sich dort verteilen. Dahinter wird es liegen, Sinclair. Genau dahinter.«

»Und was?«

»Es ist die Gruft der Rabbiner. Das größte Grab auf diesem Friedhof. Man hat die Kaiser und Könige früher auch extra bestattet und für sich

gelegt. Ebenso hat man es hier mit den Rabbinern gemacht. In der Gruft stehen drei Särge.«

»Und was finde ich dort noch?«

Sarah warf den Kopf zurück und lachte leise gegen den Nebel.

»Das werden Sie noch sehen.« Nach diesen Worten ging sie weiter, sogar schneller, denn sie schien Mut bekommen zu haben.

Mein Mißtrauen stieg. Der Nebel deckte den Friedhof fast zu. Er war ein guter Hüter und Beschützer dieses Geländes, und er würde auch meinen Feinden die nötige Deckung geben.

Noch sah ich sie nicht. Ich war nicht angegriffen worden. Wenn sich das Böse konzentrierte, dann sicherlich nur in dieser von Sarah erwähnten Gruft.

Ich dachte an meine alte Freundin, die Horror-Oma, die ebenfalls mit Vornamen Sarah hieß. Meine Güte, war das ein Unterschied zwischen den beiden Frauen.

Vom Alter her kaum, von der Einstellung jedoch waren sie verschieden wie Feuer und Wasser. Sarah Goldwyn war eine Person, die das Böse mit allen Mitteln bekämpfte. Diese Sarah war dem Bösen regelrecht verfallen.

Mochte der Nebel auch noch so dicht sein, alles konnte er nicht verbergen. Dazu gehörten auch die Umrisse des großen Grabmals, zu dem die Frau mich brachte.

Vor dem Eingang bewegten sich die Schwaden wie lange, müde Tücher. Wir brauchten sie nicht erst zur Seite zu schieben, sondern konnten hindurchgehen.

Ich hatte sicherheitshalber meine kleine Leuchte hervorgeholt.

Auch wenn der Strahl den Nebel nicht zerreißen konnte, so schaffte er es doch, ihn aufzuhellen.

Mein Blick tauchte in die Tiefe. Dabei war ich mehr meinem Gefühl nachgegangen – und hielt den Atem an, denn dort unten erkannte ich ein dunkles Rechteck.

Es war nicht auf den Boden gezeichnet worden, sondern der Zugang zum Grab direkt.

Sarah war stehengeblieben und schaute zu, wie der Lichtkegel über die Stufen glitt. Bis zu den Särgen reichte das Licht nicht. Es wurde auf halbem Weg von den Dunstschwaden aufgesaugt.

»Wen finde ich dort unten?«

»Die drei Rabbis in ihren Särgen.«

»Und wen noch?«

Sie kicherte. »Das Jenseits, Sinclair. Sie werden einen Teil des Jenseits kennenlernen.«

»Wie schön. Das wollte ich schon immer mal sehen. Aber nach Ihnen, Madam.«

»Sie trauen mir nicht, wie?«

»So ist es.«

Sie ging vor. Die Treppe war ebenfalls feucht geworden und entsprechend rutschig.

Sehr langsam setzte sie ihre Schritte. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie den Gang in die Tiefe bewußt verzögerte. Sie gehörte zu den Menschen, die ihrem Alter Tribut zollen mußten.

Ich blieb ihr auf den Fersen. Nach der ersten Treppenhälfte öffnete sich mein Blick. Zudem hatte es der Nebel nicht geschafft, die Gruft völlig auszufüllen.

Der Lichtschimmer, der meine Augen erreichte, besaß einen für mich unnatürlichen Glanz. Sarah hatte vom Jenseits berichtet. Wahrscheinlich hielt sie dieses lichterfüllte Stück für das Reich der Toten.

Am Ende der Treppe stoppten wir beide. Ich hörte die Frau schwer atmen, als sie nach vorn nickte.

»Jetzt können Sie alles sehen.«

»Mehr nicht?« fragte ich.

»Es ist die Welt der Toten!« hauchte sie. »Dort befinden sich die Seelen.«

»Auch die des Rabbi und seines Sohnes?«

»Ja, auch die.«

»Dann ist der Rabbi tot?«

»Ich kann es nicht sagen, aber er war mit mir hier unten. Ich habe ihn nicht daran gehindert, auf das Licht und das Jenseits zuzugehen. Er hat es nicht anders gewollt, sein Sohn war ihm wichtiger.« Sie rieb ihre Hände. »Er wollte ihn retten, dieser Narr. Als wäre jemals schon jemand aus dem Reich der Toten zurückgekehrt.«

»Vielleicht ist es nicht das Jenseits«, sagte ich und beobachtete das in das Mauerwerk eingelassene Gitterfenster. »Mir kommt es einfach zu banal und menschlich vor.«

»Was sollte es dann sein?« Sie fragte es wütend.

»Eine fremde Dimension. Nicht allein ich weiß, daß es davon unzählige gibt. Hinter unserer Welt existieren Reiche, von denen wir nichts wissen. Und eines dieser Reiche muß es sein.«

»Wer sollte darin existieren?«

»Zum Beispiel die Engel.«

»Womit wir wieder beim Anfang wären, Sinclair.«

»Überhaupt nicht«, widersprach ich. »Denn ich rede nicht von den Erzengeln, sondern von denen, die man auch Todesengel nennt und die Sie vertreiben wollten. Habe ich recht?« Ich hatte extra meinen Blick gesenkt, um sie anschauen zu können, doch sie wollte nicht in meine Richtung sehen.

»Sie können es prüfen.«

»Das werde ich auch.«

Sarah schielte mich von der Seite her an, als sie die Bewegung wahrnahm, mit der meine Hand in die Tasche glitt, wo ich das Kreuz stecken hatte. Sehr langsam zog ich es hervor. Wenn ich mich nicht getäuscht hatte, mußte das Kreuz reagieren.

Die Todesengel oder deren Reich strahlten eine negative Magie ab.

Mein Kreuz stand mit seiner positiven dagegen. Es würde jetzt darauf ankommen, wer der stärkere von uns beiden war, wobei ich in das Kreuz mein volles Vertrauen setzte.

Ich schien mit meinem Gedankengang richtig zu liegen, denn mein Kreuz reagierte bereits.

Nur an einer bestimmten Stelle, direkt an seinem oberen Ende, wo der eine Buchstabe stand.

Das M!

Es leuchtete rötlich, jedoch nicht intensiv.

Auch Sarah hatte es bemerkt. Als ich sie ansprach, zeigte sie sich verunsichert.

»Was ist? Gefällt es Ihnen nicht?«

»Mal sehen.«

»Ich sage Ihnen, Sarah, diese Welt da vorn ist nicht das Jenseits. Es ist die Sphäre der Todesengel, die im direkten Gegensatz zu den Erzengeln stehen. Sie können sagen, was Sie wollen.«

»Und Sie wollen sie schließen?«

»Zum Beispiel.«

Sarah lachte so kreischend auf, daß ich mich heftig erschrak. »Das schaffst du nie, verdammt!« keuchte sie. »Nein, so etwas ist einfach unmöglich.«

»Abwarten.«

Ich ging weiter auf das Licht zu und konzentrierte mich dabei auf den leuchtenden Buchstaben.

Er strahlte nicht ruhig ab, das Flakkern blieb, wenn auch verstärkt und intensiv.

Bisher hatte ich die andere Welt nur als einen glatten Lichtschimmer erlebt. Je mehr ich mich näherte, um so besser konnte ich Einzelheiten ausmachen.

Nein, das Licht war nicht ruhig. In seinem Innern oder Zentrum bewegte sich etwas.

Zuerst war es nicht mehr als ein Flirren. Sekunden später sah ich es deutlicher.

Dort hatte sich etwas verdichtet.

Nebelstreifen oder geisterhafte Wesen, die sacht und lautlos durch die komprimierte Welt trieben, als wären es geheimnisvolle Wesen, die dabei waren, Menschen zu beobachten.

Ich spürte keine Furcht vor dieser Welt, mein Kreuz war Schutz genug. Dabei hatte ich den Eindruck, mich voll und ganz auf den Geist

des Erzengels Michael verlassen zu können, der derjenige gewesen ist, der den Satan damals in die Hölle gestoßen hatte, wie es die christliche Mythologie formulierte.

Das Keuchen hinter mir paßte nicht dazu. Auch nicht die Schritte.

Dicht vor dem Erreichen des Ziels wurde ich noch einmal abgelenkt, denn Sarah sah ihre Felle schwimmen.

Als ich herumfuhr, hatte sie bereits zum Schlag ausgeholt. Aus ihrer rechten Faust schaute die zackige Scherbe eines alten Blumentopfes, der hier unten gestanden haben mußte. Sie hätte meinen Nacken erwischt, so aber konnte ich den Arm hochreißen und den harten Hieb abblocken. Dabei schrie sie auf, und sie schrie noch mehr, als mein Tritt sie erwischte. Bis gegen die Särge wurde sie zurückgeschleudert. Sie kippte über einen hinweg und blieb dann jammernd liegen.

»Einen Versuch noch, und es wird Ihnen schlecht ergehen!« drohte ich. Eine Antwort gab sie nicht. Sie richtete nur ihren Oberkörper auf und preßte eine Hand gegen die Leiste, wo ich sie erwischt hatte.

Da ich den Haß in ihren Augen sah und bestimmt trotz der Warnung mit einem weiteren Angriff rechnen mußte, ging ich auf Nummer Sicher. Die Handschelle klingelte, als ich sie vom Gürtel loshakte.

»Was… was hast du vor?«

Ich packte ihren rechten Arm und ließ einen Kreis um das Gelenk schließen. Den anderen hakte ich an einem Sarggriff fest. Wenn sich Sarah befreien wollte, dann mußte sie den Sarg hinter sich herschleifen. Ob ihr das Freude bereiten würde, wagte ich zu bezweifeln.

Sie war sprachlos. Mit offenem Mund staunte sie mich an. »Das… das wirst du bereuen.«

»Vielleicht.« Ich klopfte sie nach Waffen ab, fand keine und wandte mich wieder diesem lichterfüllten Fenster zu, wo ich jetzt Einzelheiten erkennen konnte.

Gesichter schwebten in der Helligkeit. Ich hatte sie noch nie zuvor gesehen, es mußten jedoch die Gesichter von jungen Frauen oder Mädchen sein.

Wieso?

Die Erklärung hätte mir Sarah sicherlich geben können, dafür war jetzt keine Zeit.

Mit dem Kreuz und dem leuchtenden M ging ich auf das Licht zu.

Einen Schritt vor Erreichen dieser tranzendentalen Grenze erwischte mich der magische Stoß.

Es war ein Strom, der auf mich zukam, allerdings gebündelt wurde und nur das M traf.

Plötzlich leuchtete es wie Feuer!

Ein Fanal, eine Flamme, auf die ich mich verließ, und ich ging einfach weiter.

Eine Welt der Schreie!

Nicht laut, trotzdem schrecklich. Ich hatte die Dimensionen überwunden und konnte mich in das Reich bewegen, wo die Todesengel ihre Heimat hatten.

Ich hatte mit den Geistern Bekanntschaft gemacht und auch den des Nathan gesehen. Sehr schnell wurde mit diesem Irrglauben aufgeräumt, denn die Gestalt, die mir plötzlich entgegenschwebte, war zwar der Geist des Rabbi-Sohnes, doch nun zeigte er sein wahres Gesicht, denn Teile von ihm waren materialisiert.

Eine furchtbare Totenfratze starrte mich an. Ein halbverwestes Gesicht, versehen mit einem haarlosen Schädel und einer schwammigen, geleeartigen Augenmasse in den Höhlen.

Ein furchtbares Geschöpf, das mir keine Angst einjagte, denn das Kreuz vernichtete es.

Die Hand faßte zu, erwischte das obere Ende. Ich hörte ein Zischen, dann war der Todesengel vergangen.

Ob ich ging, schwebte oder einfach nur stehenblieb, konnte ich nicht erkennen, denn diese Welt öffnete sich weiter. Es sah aus wie eine lange Sternenbahn, die hineinführte in die Unendlichkeit. Auf ihr bewegten sich die Gestalten.

Todesengel in unglaublich großer Zahl. Tausende, vielleicht Millionen. Sie huschten auf mich zu, dann vorbei, und mir kam plötzlich der Gedanke, ob nicht auch mein Todesengel darunter sein könnte.

Aber hinter ihnen, sehr fern und doch so nah, erschien plötzlich eine schillernde Gestalt.

Eingepackt in helles Licht, mit einem gewaltigen Schwert bewaffnet, dessen Klinge wie Silber schimmerte. Ein Gesicht wie aus feinstem Marmor gehauen, und selbst das Gewand sah so aus, als bestünde es aus Stein.

Ich wußte, wer sich mir da gezeigt hatte. Und dieses Wissen ließ einen Schauer über meinen Rücken laufen.

Der Erzengel Michael!

***

Ich tat nichts. Es war sinnlos, etwas zu versuchen. So klein wie eine Ameise, die einen Elefanten anstarrte, kam ich mir vor, den Blick ununterbrochen auf diese mächtige Gestalt im hellen Hintergrund gerichtet. Sie strahlte etwas ab, daß mir Mut gab, wobei gleichzeitig Freude meine Seele erfüllte.

Nie – niemals würde ich verlieren. Das Reich der Todesengel mußte einfach schwächer sein.

Dem war auch so.

Plötzlich senkte der Erzengel sein Schwert. Die Klinge wuchs, sie war

wie ein mächtiger Schatten, der in diese Welt hineinfuhr und sie zerstörte.

Blut sah ich nicht, aber Wolken bildeten sich, die in die Masse des Todesengels hineinstießen und sie zerrissen.

Ich erlebte mit, wie die Welt zerstört wurde. Es folgte eine lautlose Detonation, die Wolke zersprang in einem Meer von Helligkeit, dann war alles vorbei.

Nur allmählich gewöhnte ich mich wieder an die alte Umgebung.

Ich stand noch immer in der Gruft, drehte mich herum und sah Sarah auf dem Sarg hockend.

Ihren Gesichtsausdruck würde ich nie vergessen. Er war starr und gleichzeitig von einem Wissen gezeichnet. Auch sie mußte den Untergang der Todesengel-Welt miterlebt haben.

»Sie haben es nicht geschafft«, sagte ich. »Es gibt noch etwas, das über der Mystik Ihrer Kabbala steht, glauben Sie mir.«

»Ja, Sinclair, ja. Es war ein Versuch, aber nur ein erster, das schwöre ich Ihnen.«

»Glauben Sie denn, daß es noch zu einem zweiten kommen wird?«

»Bestimmt.«

Ich dachte an den Rabbi und seinen Sohn. Als ich Sarah auf beide ansprach, kicherte sie. »Haben Sie die Geister nicht gesehen, Sinclair? Sie hätten sie doch erkennen können. Der Rabbi ist in die Welt hineingegangen, er wollte den Todesengeln seinen Sohn entreißen. Auf mich wollte er nicht hören. Jetzt ist er mit der Welt untergegangen, und Sie tragen die Verantwortung für seinen Tod.«

Ich ließ sie reden und nahm ihr die Handschelle ab. »Hoch mit Ihnen, Sarah.«

»Was dann?«

»Sie kommen mit. Menschen wie Sie gehören zunächst mal hinter Gitter.«

»Ha!« kreischte sie. »Was wollt ihr mir denn beweisen, verdammt? Was wollt ihr mir beweisen.«

»Einen vierfachen Mord!«

Die Stimme erreichte uns aus dem oberen Teil der Gruft. Gesprochen hatte der Rabbi Jehuda!

***

Sarah schrak dermaßen zusammen, daß sie sich unwillkürlich duckte. Sie ballte die Hände zu Fäusten. Mit dem Erscheinen des Rabbi hatte sie nicht mehr gerechnet.

»Jawohl, Mr. Sinclair!« wiederholte er sich, »wir werden ihr einen vierfachen Mord nachweisen. Die Mädchen Kay, Marion und Esther, die einmal die Freundinnen meines Sohnes gewesen waren und dieser widerlichen Person im Wege standen. Ferner mache ich sie auch

verantwortlich für den Tod meiner Frau Rachel. Auch sie mußte ihr weichen, weil sie die Herrschaft erringen wollte. Und meinen Sohn habe ich noch immer nicht gefunden. Bestimmt geht auch er indirekt auf das Konto dieser widerlichen Mörderin.«

Wir hatten beide die Worte vernommen, und Sarah reagierte mit einem wütenden Tritt. Ihre Sicherheit war abgebröckelt wie alter Putz, sie mußte einsehen, daß sie verloren hatte.

Ich faßte sie an der Schulter und drehte sie herum in Richtung Treppe. »Kommen Sie mit. Da oben gefällt es mir besser, obwohl Nebel über dem Friedhof liegt.«

Sie wehrte sich nicht. Mit tief gesenktem Kopf schritt sie die Treppe hoch und auch in den Dunst hinein, in dem sich schwach die Gestalt des Rabbi abzeichnete.

Er gönnte der Frau keinen Blick. Dafür sprach er mich an. »Ich war in der Welt der Todesengel, aber ich gehörte als normal Lebender nicht zu ihnen. Ich irrte durch Raum und Zeit, bis ich von einer gewaltigen Kraft erwischt wurde, die mich wieder hinein in diese Welt schleuderte. Auf dem Friedhof fand ich mich wieder, aber ich habe meinen Sohn nicht gefunden. Wahrscheinlich hat die Welt ihn behalten. Wenn ja, dann ist er nicht mehr am Leben.«

Ich sprach nicht dagegen, weil ich dem Rabbi keine unnötigen Hoffnungen machen wollte. Statt dessen erkundigte ich mich nach den von ihm erwähnten Morden.

»Ja, es stimmt. Sarah gab es mir gegenüber selbst zu.«

»Lüge!« kreischte sie, »der verdammte Rabbi lügt! Ich habe gar nichts zugegeben, nichts!«

»Wem glauben Sie mehr, Sinclair?«

»Ihnen, Rabbi.«

»Danke.« Er hob die Schultern. »Es wird schwer sein, es zu beweisen. Sie hatte die Menschen nicht einfach getötet, sondern durch einen alten Ritualmord ums Leben gebracht.«

»Wissen Sie wo?«

»Ich nehme an, daß es hier auf dem Friedhof geschehen ist.«

Nur Sarah selbst konnte mir Auskunft geben. Ich fragte sie. »Wo? Zeigen Sie uns den Platz!«

»Nichts zeige ich euch!« schrie sie. »Gar nichts! Ihr werdet mir nichts beweisen können!«

Da hatte sie recht. Wenn wir die Leichen nicht fanden, sah es böse aus. Ob der Rabbi die Einwilligung gab, den Friedhof aufbuddeln zu lassen, daran wollte ich auch nicht glauben.

Es sah nicht gut für uns aus.

»Kommen Sie«, sagte ich, »wir gehen ins Haus.«

Der Rabbi blieb stehen. »Ich will zu meinem Sohn. Ich will wissen, was mit ihm geschehen ist.«

»Er wird leben!«

Jehuda funkelte mich an. »Wie können Sie so etwas sagen, Mr. Sinclair? Haben Sie nicht selbst seinen Geist gesehen, seine Seele, wie sie aus dem Körper fuhr?«

»Sie sind einem Irrtum erlegen, Rabbi. Es war sein Todesengel, nicht seine Seele.«

»Daran glauben Sie?«

»Das weiß ich sogar. Sarah mag zwar mächtig sein und einiges können, alles kann sie auch nicht. Ich bin davon überzeugt, daß wir ihn finden werden. Vielleicht wartet er schon im Haus auf uns.«

»Hoffentlich.«

Sarah mußte an meiner Seite bleiben, als wir den Weg zurückgingen. Sie hielt den Kopf gesenkt, blieb plötzlich stehen und schaute sich furchtsam um.

Auch ich ging nicht weiter. »Was haben Sie?«

»Da…«, hauchte sie. »Ich glaube, sie … sie kommen.«

»Wer kommt?« fragte der Rabbi.

Sarah duckte sich plötzlich, sprang zur Seite, als wollte sie in eine besonders dicke Nebelwand eintauchen.

Sie glitt auch hinein, nur war es keine natürliche Nebelwand, sondern ein Gemisch aus Geistwesen.

Todesengel…

Halb Mensch, halb Geist.

Drei waren es insgesamt, und zu ihnen gesellte sich ein vierter Todesengel.

Der Rabbi wurde aschfahl. »Rachel!« ächzte er, »gütiger Herrgott, das ist meine Rachel.«

Er wollte sich auf sie stürzen, ich konnte ihn soeben noch zurückhalten, was mich wiederum davon abhielt, einzugreifen. Als ich es versuchte, war es zu spät.

Die Todesengel machten ihrem Namen alle Ehre. Sie hatten sich diejenige geholt, die mit dem Feuer spielte und verlor.

Wir hörten Sarah schreien. Schrill und voller Todesangst, aber sie befand sich bereits nicht mehr in unserer Welt. Vor unseren Augen löste sie sich auf, wurde von den Mensch/Geistern hineingezogen in die Dimension, wo die Todesengel darauf warteten, Menschen zu sich holen zu können.

Ein letzter Schrei verwehte, danach war es ruhig.

Tief atmete der Rabbi durch. »Werden wir sie noch einmal wiedersehen?« fragte er.

Ich schüttelte den Kopf.

Das war ihm Antwort genug. Vor mir noch betrat er sein Haus.

***

Und wieder hörte ich den Schrei. Diesmal hatte ihn der Rabbi ausgestoßen.

Ich raste los, zog die Waffe und trat fast die Tür zu Nathans Zimmer auf.

Da saßen sie zusammen – Vater und Sohn. Der Rabbi hielt Nathan umklammert und weinte vor Freude. Wie mir schien, war der Sohn völlig gesund, er hatte seinen Todesengel letztendlich noch abwehren können, was ich ihm von ganzem Herzen gönnte. Vielleicht auch durch das Zeichen auf seinem Handballen.

Ich ging hin, schaute auf seine Linke und sah, daß das M nicht mehr vorhanden war.

»Es hat mich gerettet«, flüsterte er. »Das M des Erzengels hat mich vor dem Tod bewahrt.«

»Ja, Sie haben recht.«

»Wie?« fragte er seinen Vater, »wie ist das möglich?«

Selbst der Rabbi, der oft um Rat gefragt wurde, wußte keine Antwort zu geben. Er hob nur die Schultern, meinte aber dann: »Danke nicht nur dem Erzengel, sondern auch unserem Schöpfer und ein wenig John Sinclair, denn ohne ihn…«

Er redete ins Leere, denn ich war gegangen. Ich wollte doch keinen Dank hören, keine Lobreden, zudem war ich müde. Das Wetter und der Umschwung hatten mich geschlaucht.

Ich ging zum Wagen, setzte mich hinter das Lenkrad und wollte starten, als sich das Telefon meldete. Bevor ich abnahm, warf ich einen Blick auf die Uhr.

Schon nach Mitternacht.

»John, verflixt, endlich ereiche ich dich!« Die Stimme meines Freundes Suko klang laut und gleichzeitig besorgt.

»Ja, ich bin da.«

»Und?«

»Was und?«

»Sir James erzählte mir, daß du wahrscheinlich in Schwierigkeiten steckst. Wo bist du denn? Ich komme…«

»Wo ich bin?« Plötzlich mußte ich lachen. »Ich bin auf dem Weg nach Hause, Suko.«

»Das soll ich dir glauben.«

»Ja, wenn du mir einen Gefallen tun willst, Suko, stell eine Flasche Bier kalt, ich habe einen wahnsinnigen Durst.«

»Das werde ich machen.«

»Okay, bis gleich dann.« Ich startete und rollte hinein in die trägen Nebelschleier…

ENDE